Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 23 | Gotha, 1. Dezember 1930 | 44. Jahrgang

Inhalt: Ankunft Zukunft [Sp. 1113] — Die Beschwörung des Basilius (Ring) [Sp. 1114] — Harnack über Baudissin [Sp. 1121] — Zur Theologie des religiösen Sozialismus [Sp. 1123] — Aus Thüringen. Erklärung der Religiösen Sozialisten [Sp. 1131] — Evangelische Kirche und Politik [Sp. 1133] — Und wir Anderen? Eine Frage an die Jungevangelischen [Sp. 1135] — Wir Judenchristen fragen [Sp. 1137] — Völkisches Wetterleuchten um die Augustana [Sp. 1138] — Wissenschaftlicher Gottesbeweis? Zu dem Collegium logicum in Nr. 18. 1. Von einem Theologen, 2. Von einem Naturwissenschaftler [Sp. 1139] — Sara Aelia (Dixelius) [Sp. 1143] — Bücher und Schriften: Das Unser Vater (Schlatter); Für Gott und das Volk (Rauschenbusch); Vom Sinn des Lebens (Jaeger); Briefe (Rilke); Gespräche (Ernst); Bismarck (Zechlin, Ludwig); Schomburg; Johanna Schopenhauer (Houben); Möttlingen (Baudert, Jansa); Om mani padme hum (Filchner); Das glückhaft Schiff (Lesser). Das neue Reich (Gmelin); Der graue Bischof (Stickelberger); Der Soldat, Das Kind (Kraze); Der Eroberer (Friedenthal); Louis Ferdinand (Hoechstetter); Unter dem wechselnden Mond (Munier); So gehen sie hin (Johst); Der Knecht Jernej (Cankar); Kodin (Istrati); Unmögliche Menschen (Balazs); August Weltumsegler (Hamsun); Vor der Sintflut (Asch); Zodiak (Eidlitz); Der Eremit (Pauli); Reinhart und Binigna (Weber); Geschichten von gestern und heute (Schieber). Lustiges von Zahlen (Lietzmann); Wikings Heldenfahrt (Fleuron); Katzenburg (Matthiessen); Friedel (Magnussen); Madumas Vater (Olden); Naturidyllen (Dennert). Dämmerndes Reich (Boeglin); Der Vorhof (Schmidt); Mutterbuch (Bachmann, Erkelenz); Mitte des Lebens (Schröder); Ein neu Gespiel (Kelber-Burkert); Rudolf Schäfer (Feesche); Paul Gerhardt (Kühnle); Taschenpartituren (Bach); Volksliederbuch (Peters); Weihnachtslieder (Wichern). Jugendromane (Schaffstein); Sagen und Märchen (Kraiger); Arpad und sein Kind (Mihaly); Blaue Bücher (Langewiesche); Sonne und Regen (Gundert); Schneewittchen (Steinhausen); Kinderandachten (v. Gaudecker); Vom Christkind (Lorzing); Vom Heilandskind (Wechtlin) [Sp. 1145] — Internationaler Kongreß für Individualpsychologie [Sp. 1159] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1160] — Verschiedenes: Unsre Söhne; Kleine Mitteil. [Sp. 1162] — Versammlungskalender

Ankunft — Zukunft

... und dann wird das Ende kommen. Matth. 24, 14
... ja komm, Herr Jesu. Offenb. 22, 20

Was wird kommen? Das Ende.

Wer soll kommen? Christus.

Vom Kommenden redet Advent. Advent, das heißt auf deutsch „Ankunft". Oder unsre Alten übersetzten: „Zukunft". So, wie wir beten im Vaterunser: „Zu uns komme dein Reich." Wo Erwartung einer solchen Zukunft ist, gibt es eine Ankunft.

Unser Angesicht ist auf das gerichtet, das da kommt. Es wartet auf den, der da kommt. Hosianna!

Aber ist unsre Zukunft nicht viel mehr das Ende? Warum nicht! Vieles muß ein Ende haben. „Mach End, o Herr, mach Ende!" Und in dem Gebetsruf: „Ja komm, Herr Jesu" steckt ein leidenschaftliches Verlangen nach dem Ende aller Not.

Viele fürchten sich vor dem Ende, verstecken sich vor dem Ende, treiben Vogel-Strauß-Politik mit dem Ende. Anders Luther, er redete vom „lieben jüngsten Tag". Wann soll der kommen? Bald? Ungezählte Christen lehren, glauben, rechnen: morgen oder übermorgen schon, deuten darauf die Zeichen der Zeit: „und dann wird das Ende kommen".

Sicher kommt einmal das Ende dieses Aon, dieses Zeitalters, dieser vergänglichen Erde, dieses sterblichen Menschengeschlechts. Aber wie, wenn es noch lange dauert? Wer von euch Ungeduldigen gibt uns die Garantie, daß es nicht mehr lange dauert? Es wäre vielleicht das Beste, Gott zerschlüge diese Welt und schüfe eine neue. Aber wenn er's nicht tut? Die Vorstellung, daß er morgen ein Ende macht, kann bei weitem nicht so erschrecken, wie die andre, daß es noch lange dauern mag, für Menschenbegriffe „eine Ewigkeit". Wie, wenn das Ende verziehet zu kommen tausend Jahre, hundertausend, Millionen Jahre? Wer versinkt nicht vor dem Gedanken, das, was wir so „Weltgeschichte" nennen, mit den paar Jahrtausenden hinter uns, die wir mühsam überschauen, könnte noch zehnmal solange dauern! Wie soll sich da alles entwickeln? Diese Menschheit mit ihren Gaben und Fortschritten, ja, aber auch mit ihrer Schwäche, Sünde und Not? Wie soll sie das aushalten? Ist es da nicht eine viel mildere Vorstellung, daß das Ende kommt?

Aber sollen wir nicht statt dessen lieber warten auf den, rufen nach dem, der da kommen soll? Christus? Der schon inmitten der vergangenen Menschengeschichte aufleuchtet als ein Licht in der Finsternis: „Der da ist und der da war und der da kommt", der da spricht: „Siehe, ich komme bald" — immer im Kommen ist.

„Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So Jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir." R

Die Beschwörung des Basilius

Aus Anlaß des Buches von Oskar Ring, Drei Homilien aus der Frühzeit Basilius des Großen, Grundlegendes zur Basiliusfrage*)

1

Als mir mein Lehrer, Professor Max Sdralek, vor etwa dreißig Jahren das Thema für eine Doktorarbeit aus der Zeit Basilius des Großen gab, legte er wie segnend seine Hand auf meinen Kopf und sagte: „Gehen Sie nun den Einzelfragen nach in der Reihe, wie sie vor Ihnen auftauchen, und dann — am Ende — schreiben Sie uns die Monographie Basilius des Großen!" So ward ich auf Basilius geweiht, von einem Manne, der im Geiste des Basilius nicht nur die Würde und Eleganz seines Auftretens mit keuschester Lauterkeit und Demut seines Herzens, die Fülle und Schönheit seines Wortes mit kühnster Aufrichtigkeit, sondern auch die seinem Zeitalter gemäß stolz bekannte Wissenschaftlichkeit mit echter, treuer und darum von den Altkirchlichen stets verdächtigter Kirchlichkeit zu hypostatischer Union in sich verschmolz. So in meiner Nähe durch einen lebendigen Mann dargestellt und nach meinem katholischen Glauben überhaupt nicht tot, sondern nur verwandelt und im Stande der Glorie lebend, anrufbar und nach Heiligenweise immer hilfsbereit, war Basilius mir nah. Seine Worte lösten sich leicht von den Druckzeilen der alten Maurinerfolianten und nahmen Klang und Wärme gesprochener Worte an. Ich sollte wissenschaftliche Klarheit bringen in die verwickelten kirchenpolitischen Beziehungen zwischen Morgenland und Abendland in den siebziger und achtziger Jahren des vierten Jahrhunderts, war aber bald unentrinnbar verirrt im Labyrinth dunkler und datumloser Briefe und Aktenstücke. Da kam etwas über mich, das wie Magie

*) Forschungen zur Christlichen Literatur- und Dogmengeschichte, herausgegeben von A. Ehrhard und J. P. Kirsch, 16. Band, 1./2. Heft. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1930. 335 S. 16 M.

war. Ich weiß noch den Tag und den Ort. Ich griff über die Kraft rationaler, aber versagender Forschung hinaus nach der Hilfe des Toten, der in meinem Glauben noch lebte und mir nahe war, und ich wußte, daß sich mir nun alles Ungeordnete wie von selbst ordnen, alles Dunkle sich wie von selbst erhellen werde. Dies geschah nun zwar nicht auf einmal und ganz gewiß nicht ohne methodische Bemühung, aber es geschah immer zu der Stunde, in der es mir notwendig war. Heute bin ich ja soweit, daß mir jede wissenschaftliche Forschung aussichtslos erscheint, wenn sie sich willkürlich ihre Ziele und Wege sucht; wenn sie nicht gerufen und geführt wird von ihren Objekten, die ihre ganz bestimmte Stunde haben, in der sie uns wieder offenbar werden dürfen oder sollen. Nur zu solcher Stunde kommt es zu wissenschaftlichen Erkenntnissen und Ergebnissen. Ich glaube nicht mehr an Magie, aber ich glaube, daß immer ein Akt der Sehnsucht und der Liebe, ein Ruf und ein Gegenruf geschieht zwischen dem Forscher und seinem Objekt.

Ein neues Buch über Basilius ist mir darum mehr als eine periodisch fällige Frucht vom Baume der Wissenschaft, ist mir ein Lebensakt dessen, der nach meinem Glauben noch lebt: Basilius will wieder erscheinen; er hat sich dem Verfasser des Buches von neuem gezeigt, und dieser hat mit redlichem Willen das, was er gesehen und vernommen, in die Form einer wissenschaftlichen Untersuchung gebracht, soweit die Begegnung selber nicht schon in dieser Form geschah.

Oskar Ring, der übrigens nicht, wie das Publikationsorgan seiner Arbeit vermuten lassen könnte, römisch-katholischer, sondern evangelischer Christ ist und darum wohl einen Schritt weiter zu Basilius hat (— im katholischen Hause ist der Kappadozier als Heiliger ohne weiteres Hausgenosse —) wird sein Erlebnis mit Basilius wohl nicht so gern eine Begegnung als vielmehr eine Entdeckung nennen wollen, und es ist auch eine solche. Aber auch Entdeckungen empfangen ihre Glorie nicht allein vom Entdecker, sondern vor allem von dem Entdeckten. Basilius, das ist etwas so Tiefes und Reiches, daß jede Begegnung mit ihm wie die Entdeckung eines Unentdeckten wirken wird, so daß der Entdecker gleich in die Welt hinausrufen muß: „Erst ich habe ihn entdeckt; erst ich habe die richtigen Wege zu ihm gefunden, insbesondere den philologischen; mit dem, was ich sage, wird endlich ein Grundlegendes gesagt!“ Und es ist dann so, als ob alle bisherigen Basiliusforscher reine Stümper oder nur Spezialisten für diese oder jene Einzelfragen gewesen wären. Selbst Basilius, uns als allzu ernster und strenger Mann überliefert, von dem aber der Rhetor Libanius schreibt: „Scherzen haben wir von dir gelernt“, nimmt lustig teil an dem Spiel des „Noch nie dagewesen“: er erscheint plötzlich wie der erste Christ, der nichts Anderes ist, nur Christ, oder wie der erste rechtgläubige Philosoph, der den Typus des rechtgläubigen Philosophen nicht vorgefunden, sondern erst geschaffen hat (— der arme Justin, der zweihundert Jahre vor ihm lebte und in der ganzen Welt das Christentum als einzig brauchbare Philosophie lehrte!), als erster Seelsorger, der den christlichen Seelsorger literaturfähig gemacht hat, als Begründer eines mir persönlich zwar nicht besonders gefallenden Wesenszuges der gesamten späteren katholisch-kirchlichen Seelsorge, nämlich der etwas listigen Auswahl, Anpassung und Zustutzung des biblischen und anderweitigen Beweismaterials, als Erfinder einer ganz neuen, eben der basilianischen Denkform (die „Wahrheiten und Werte von draußen“ sind für die christliche Seele nicht unbrauchbar, bedürfen aber kluger Prüfung und Auswahl, sind führend, aber nicht entscheidend) — und erst er hat, das abschreckende Beispiel des Origenes überwindend, „die Wissenschaften in die Schranken jener dienenden Stellung verwiesen, die sie in der Folgezeit innerhalb des Katholizismus beibehalten haben“. Das wird alles lobend gesagt, und es ist an allem etwas Richtiges, wenn nicht manches sogar ganz richtig ist, aber der Mund ist dabei etwas zu weit aufgemacht worden, von Basilius im Scherz (— er scherzte doch so gern, bis ihm sein schlimmes Leberleiden alle Lust verdarb; aber von diesem ist er ja jetzt für ewig geheilt!), von Oskar Ring in der mir sehr sympathischen Begeisterung.

Diese Begeisterung verdiente ihr eigenes Studium. Sie ist wie der Regen und der Schnee meiner Glatzer Berge: Wenn es schon regnet oder schneit, dann regnet oder schneit es gewöhnlich zu viel. Das Buch konnte nicht dick und teuer genug werden, Basilius verdient es. Der Philologe, einmal entflammt, wetteifert mit dem Anatomen und Vivisektor in der Zergliederung der drei Homilien und in der Bloßlegung ihrer Nervenfasern. Unermüdlich schreibt er die immergleichen Formeln wie: „A. Die einzelnen Abschnitte. a) Erster Abschnitt. Der erste Abschnitt lautet:“ Es ist etwas Rührendes daran, und es ist mir heiliger Ernst, wenn ich sage, daß die Gewissenhaftigkeit und Treue des deutschen Forschers wenigstens ebensoviel wert sind wie sämtliche Ergebnisse der deutschen Forschung zusammen. Aber ein solches Buch kommt teuer, und Viele mögen es wegen seiner Pedanterie nicht lesen. Dazu kommt, daß der Begeisterte sich nicht genug tun kann in der Herbeiziehung und vollen Wiedergabe aller möglichen Texte in wörtlicher Übersetzung und, anmerkungsweise, auch im „Urtext“ (das ist in Rings Buche die wissenschaftlich nicht gerade hochangesehene Migne-Ausgabe). Sogar das lange Vorwort der Baseler Basiliusausgabe von 1532 kommt zum Abdruck, mir persönlich ein großes Vergnügen. Ob freilich die „lucubrationes alienae“ mit „Schmökereien Anderer“ geschmackvoll und im Sinne des Erasmus von Rotterdam wiedergegeben sind, bezweifle ich. Aber ich weiß vom Gymnasium her, welch schwere Arbeit das Übersetzen ist, und will nicht richten, wo ich nicht gerichtet werden will, denke jedoch, wo Basilius richtig beschworen wird und richtig erscheint, müsse auch alles nach ihm klingen.

Wir wurden in der Schule auch manchmal angewiesen, modern zu übersetzen, und taten es mit Lust, bald im Salondeutsch, bald im Saloppdeutsch. Es gefällt mir, daß Ring anstatt des feierlichen „O Knaben!“ das echt deutsche „Ihr lieben Jungen“ wählt. Fraglicher ist es mir, ob er die kappadozischen Jungen bei Libanius das abendländische Te Deum laudamus (deutsch „Herr Gott, dich loben wir“) an Stelle des griechischen Hymnus προσκυνῶ σε singen lassen darf; auch ob es damals schon „ernste Fachleute“ in Künsten und Wissenschaften gegeben hat (während es heute ja nur noch Fachleute und keine anderen Menschen mehr gibt). Ich bin sonst (aus eigenem Interesse, da ich selber im Glashause sitze) sehr gegen stilistische Nörgeleien; aber wenn es sich um Basilius handelt, das Wunder der reinen Sprache, da muß ich ein wenig an den vernähten Falten zupfen. So auf S. 24: „In der Kirche Gottes hingegen, für die Christus gestorben ist und den Heiligen Geist in reicher Fülle über sie ausgegossen hat ...“, das ist im Urtext basilianisch, im Deutschen aber sehr unbasilianisch. Und auf S. 268: „Fast bei allen, die auch über Weisheit gesprochen haben, ist so gut sie konnten, in den von ihnen verfaßten Schriften ein Lob der Tugend dargestellt, denen man folgen und versuchen muß, ihre Worte an seinem Leben zu beweisen.“ Doch nein, nicht weiter! Am Ende mag einer wegen ein paar solch schrecklicher Sätze das Buch gar nicht lesen, von dem ich doch sagen muß, daß ich es mit unerwartet großem Gewinn gelesen habe.

2

Der Basilius dieses Buches ist wirklich ein neuentdeckter Basilius. Die Beschwörung mit dem Zauber der wissenschaftlichen philologischen Methode ist gelungen. Die kunstgerechte Schere des Anatomen und Vivisektors lie-

fert nicht nur drei kreuz und quer zerschnittene Homilien, sondern über dieser Schnitzelei erhebt sich auf einmal das lebendige Menschenbild eines mit den geistigen Nöten seiner Zeit ringenden Mannes der alten Kirche. Und mehr noch, aus dem Hintergrunde wird deutlich hörbar das Stimmengewirr seiner Gemeinde und seiner Zeit. Die Homilien, die bisher nur wie Dokumente einer bewunderungswürdigen Kunst und wie Vorlagen für Musterpredigten vor uns lagen, werden auf einmal zu lebendigen Geschichten wahrhaftiger seelischer und geistiger Ereignisse. Man muß nur durchhalten durch alle Pedanterien und Lechniken des forschenden Philologen, dann erlebt man diesen überraschenden Zauber.

Die drei Homilien „Wider die Zürnenden", „Hab Acht auf dich!" und „An die Jünglinge, wie sie wohl aus hellenischen Büchern Nutzen ziehen könnten" sind nicht willkürlich ausgewählt. Sie sind auch nicht irgendwelche Akte eines geistigen Dramas, sondern sind die drei Akte, in denen sich das Drama abspielt. Es ist natürlich eine Phrase, daß Basilius Christ war und nichts anderes als Christ, und niemals etwas anderes als Christ. Denn wie kein Meister, so fällt auch kein Christ vom Himmel; er muß auf der Erde Christ werden. Dieses Christwerden des Basilius eben ist der Inhalt des Dramas, das der kluge Philologe in den drei Homilien entdeckt hat. Es ist ja eine Erfahrung, die freilich Jeder am liebsten geheim hält, daß der Prediger sich christlich predigt, der Schriftsteller sich christlich schreibt. Ich wenigstens muß bekennen, daß ich mir mein bißchen tieferes Christentum erst am Schreibtisch und an der Schreibmaschine zu eigen gemacht, also nicht bloß zu hellerem Bewußtsein gebracht, sondern wirklich erst aus dem mich umgebenden Meer des Göttlichen herausgeangelt, herausgeschöpft und in mein sehnsüchtiges Ich eingesogen habe. Es mag sein, daß in Basilius der Prozeß schon fertig war, als er die Homilien zu halten begann, aber die Homilien sind die erste Projektion dieses Prozesses in das Bewußte und in das Öffentliche. Der sezierende Philologe leistet hier Historikerarbeit von überraschender Feinheit und Ergiebigkeit. Und er bietet mehr als „Grundlegendes zur Basiliusfrage"; er bietet wahrhaft Grundlegendes zu einer bisher unerforschbar erscheinenden Geschichte altchristlicher Gemeinden. Mit methodischer Sicherheit erschließt er aus den Homilien die bis zur Friedlosigkeit und Entzweiung gesteigerten Diskussionen zwischen den Hellenisten, den hellenistisch gesinnten Christen und den allen Hellenismus ablehnenden Altkirchlichen seiner Gemeinde, deren hitziger Streit um die hellenistischen und die altkirchlichen Werte den Prediger zum Wort gezwungen haben. Vielleicht sind dies die für den Kirchenhistoriker und Religionshistoriker wertvollsten Seiten des Buches, auf denen Oskar Ring die „Antithesen der Widersacher" und die „Gegensprüche des Basilius" einander gegenüberstellt.

Basilius hat sich also, nach meinem Eindruck, in den drei Homilien selbst erlöst und freigeredet vom Hellenismus und seinem gerade gegenüber dem Altkirchentum neuaufstrahlenden Zauber. Es läßt sich gar nicht anders denken, als daß er auch seine Gemeinde mit hineingerissen hat in diese Erlösung. Nicht die Predigt als „Wortverkündigung", sondern der in der Predigt geschehende, einer Taufe sehr ähnliche Lebensvorgang im Prediger selber, also die Predigt als Geschehnis göttlicher Dinge, bringt das Leben in Bewegung.

In der Phrase: „Basilius war Christ und nichts anderes als Christ" steckt aber auch etwas ganz Richtiges. Phrasen haben meist gute Eltern und können ihre Herkunft von einstigen Wirklichkeiten und Wahrheiten nicht verleugnen. Basilius war Christ, nicht Hellenist, und nicht einmal Altchrist, um eben Christ sein zu können. „Wundert euch nicht", sagt er in der Rede an die Jünglinge, „wenn ich euch sage: Ich habe selber von mir aus Etwas gefunden, das noch größeren Nutzen bringt!" Diesen Fund versucht er dann vor seinen Zuhörern auszubreiten, und siehe da, das Gefundene erscheint wie ein sehr armseliges Fündlein, nämlich daß der Christ aus dem hellenistischen Gute zwar Vieles brauchen könne, aber doch auch Vieles übersehen müsse! In Wahrheit hat aber Basilius etwas ganz Anderes „aus sich selber gefunden". Oskar Ring weist nach, daß die drei Homilien nur nach dem äußeren Schein und Klang ihrer Themen mit der literarischen Tradition zusammenhängen, daß aber in Wahrheit etwas ganz Neues dazwischen getreten und daß die „literarische Kontinuität" völlig unterbrochen sei, eben durch das Neue. Dieses Neue aber ist das Christentum, zu dessen Wesen es gehört, daß es stets ein Neues ist; daß es also auch im Widerspruch stehen muß mit jedem Christentum, das nicht unbedingt neu und bis heute unerhört ist, also mit dem Christentum von gestern und jeglichem Gestern. Das Christentum von gestern, auch dem Basilius heilig als Tradition seiner Familie, eifrig und hitzig vertreten von dem Hauptstamm seiner Gemeinde, brachte seiner Gemeinde keinen Frieden und keine Erlösung, sondern nur Kampf und immer schärferen Kampf; es war dem Hellenismus jener Tage nicht gewachsen. Seine strenge Ablehnung aller hellenistischen Werte war nicht mehr Kraft wie ehedem, sondern Schwäche. Es kommt immer einmal die Stunde, in der das Christentum, das ewig junge und allen Möglichkeiten offene und fähige, das, was es einst bekämpfen und vernichten durfte und mußte, nun als erlöst und heiligungsfähig wieder an sich nehmen und schützen und segnen muß, um mit den geretteten Werten anderen Unwerten entgegentreten zu können. Wehe dem Christentum, wenn es einmal diese Stunde verpaßte! Das Christentum kann sie nicht verpassen, aber die Kirche hat sie schon oft verpaßt. Sie hat durchaus nicht, wie Oskar Ring sich von seinem katholischen Freunde belehren ließ, die seelsorgerliche Klugheit des Basilius geerbt, oder sie hat diese Erbschaft nicht immer wahrgenommen. Sonst wäre ihr nicht die halbe Welt verloren gegangen, und die andere halbe Welt müßte nicht klagen, daß sie mit ihrer Kirchlichkeit das Leben von heute nicht bezwingen könne.

3

Als Wegweiser zu jener Erbschaft, nicht so sehr als Musterbeispiel oder gar Vorlage einer guten Predigt, verdienen die drei Homilien diese außerordentlich mühsame Neubelebung durch Oskar Ring. Wohl spukt der alte Hellenismus dank unserer humanistischen Erziehung, die doch und doch auch die Denkweise des Volkes beeinflußt, noch stark in unserem Volke und vor allem in der Welt der Akademiker, so daß vor dieser Welt sogar die wörtliche Wiederholung der basilianischen Homilien wieder wie ein Neues, Aktuelles, Fesselndes und Überzeugendes wirken könnte. Und der Prediger, der sie sich mit Oskar Ring zergliedert und durchdenkt, wird keine große Mühe haben, sie von der Kanzel her zu wiederholen. Aber Wiederholung des Basilius ist noch keine Beschwörung, keine Auferstehung des Basilius. Der wahrhaft auferstandene Basilius wird sich heute einen Quark um die hellenistischen Argumente und Sprüche kümmern. Er wird die außerkirchlichen Werte unserer Zeit, die heutigen *Λόγοι τῶν ἔξωθεν*, mit der wunderbaren Kraft seiner Sprache taufen und erlösen und in die Kirche einführen. Daß und wie wir die alten Klassiker lesen dürfen und sollen, das wissen wir heute. Wir lesen auch die große außerchristliche Literatur unserer Tage, aber doch immer als durchaus außerchristlich oder wenigstens außerkirchlich und oft mit schlechtem Gewissen. Schier das ganze moderne Leben bleibt uns außerchristlich und außerkirchlich, weil es Niemanden zu erlösen versteht von seiner Außerchristlichkeit. Es bleibt infolgedessen auch die Entzweiung in unserem Herzen und in unserem Leben, bis Basilius wiederkommt in allen denen, die sein Amt be-

kleiden; bis die Christen endlich einmal lernen, daß das Christentum von gestern heute nicht mehr Christentum ist, sondern nur einer der gegenseitigen Widersacher.

Oskar Ring weiß sehr fein darzutun, wie große Sorge Basilius trug, daß „die Denkform, die er eingeführt hatte, mit seinem Tode nicht wieder erlosch". Basilius „mußte für ihr Weiterleben selber Sorge tragen; denn weder in den ‚Schulen der Torheit' noch in den Unterweisungen der Urchristlichen war der Geist zu Hause, in dessen Pflege er die Aufgabe seines Lebens erblickte". Darum wandte er sie praktisch in der großen Gemeindepredigt an, sprach sie aber theoretisch vor seinen jungen Schülern aus, so zwar, daß er an dieser Aussprache wahrscheinlich auch die Gemeinde teilnehmen ließ (um nicht in den Fehler unserer „Gebildetenseelsorge" zu fallen). Vor der Jugend bekennt er offen, daß er „Etwas aus sich selber gefunden" habe. Es liegt in diesen Worten Etwas von dem Jubel, der noch in uralten kirchlichen Gebeten steckt, dem Jubel über die Novitas, nämlich über das soeben frisch in die Welt kommende Christentum, gegenüber der Vetustas, also allem, was *vor* solchem Christentum war. Basilius spricht nicht offen aus, daß so zwischen Christentum und Christentum zu unterscheiden sei; er sagt nur, daß er Etwas aus sich selber gefunden habe. Das Christentum der „Urchristlichen" in seiner Gemeinde gehört ihm schon zur Vetustas; es genügt nicht mehr an diesem Tage. Man kann sich denken, welche Begeisterung das einfache Wort, daß er Etwas aus sich selbst gefunden, bei den jungen Leuten entzündete. Nichts schadet dem Christentum vor der Jugend so sehr, als die ewige Betonung des hohen Alters und des uralten Herkommens seiner Lehren und Lösungen. Der alte, traditionseifrige, auf unbedingte Kontinuität bedachte Professor kann keine Jugend für das Christentum gewinnen. Jugend will neue Gründung. Sie wird deshalb der Neuerungssucht gescholten und mit ihr der von ihr begeistert geliebte Professor, der solch ein Wörtlein fallen läßt: er habe etwas aus sich selbst gefunden. Aber die Jugend hat recht: Christentum ist immer Novitas, oder ist überhaupt kein Christentum, nur gewesenes Christentum.

4

Darum mußte das Drama der drei Homilien in die „Rede an die jungen Menschen" ausgehen, und den Alten mußte dabei soviel Schönes und Geistreiches gesagt werden, daß sie befriedigt das Christentum als Novitas auf die Jungen wirken ließen. Oskar Ring reiht um diese letzte der drei Homilien eine Anzahl *Briefe* von Basilius und Libanius. Das wirkt zuerst wie eine unnötige, wenn auch vergnügliche Belastung des Buches mit ausführlichen Übersetzungen solcher eigentlich nicht zum „Thema" gehöriger Dokumente. Aber diese Briefe heben erst die Homilie empor zu ihrer Bedeutung. Aus ihnen ersteht ein überaus reizvolles Bild von der Schule des Basilius und des Libanius und ihrer „Arbeitsgemeinschaft". Die Homilie gehört in das Altertum, aber das gesamte kirchliche Bildungswesen des Mittelalters hat in ihr Anfang und Begründung. Basilius schickt seine christlichen Jungen zu dem alten Heiden Libanius, wie wir auf das humanistische Gymnasium geschickt wurden. Daß unsere Eltern uns ohne Sorge und ohne Konflikt mit irgendwelchen „Urchristlichen" auf das Gymnasium schicken konnten, das hat Basilius mit seiner Homilie bereitet. Ich bin aber überzeugt, daß er heute seine Jungen weder zu Libanius noch auf das humanistische Gymnasium schicken würde, sondern zu den lebendigen Lehrern der heutigen außerkirchlichen Werte und Wahrheiten, vielleicht sogar zu Sozialisten und Kommunisten, und daß er heute seine Homilie nennen würde: „An die Jünglinge, wie sie wohl aus der modernen Literatur oder auch aus den Büchern der Sozialisten und Kommunisten Nutzen ziehen könnten."

Deutlicher als bisher, das danke ich dem Buche von Oskar Ring wohl am herzlichsten, sehe ich jetzt den Basilius nicht so sehr als den in allen Patrologien gerühmten Kirchenlehrer, Ordensstifter und Kirchenpolitiker, denn vielmehr als Jugenderzieher oder, da mir dies kein liebes Wort ist und da ich aus dem Munde des katholischen Volkes der Grafschaft Glatz ein viel schöneres Wort weiß, als „Jungenpater". Ich komme gerade von Landeck zurück, wo mein „Pater May" (siehe mein „Leben Jesu" 1, 104—172) seinen siebzigsten Geburtstag feierte und dabei wohl Niemanden außer seinem ersten und ältesten Schüler um sich haben wollte. Der war auch ein solcher, und es gibt immer solche im katholischen Klerus, die stets eine Anzahl begabter und geweckter Jungen bei sich haben müssen und, nichtachtend aller möglicher Verdächtigung und Verspottung, mit ihnen Latein und Griechisch zu treiben beginnen, bis sie den einen oder anderen, oft unter großer Beanspruchung ihres eigenen mageren Kaplansbeutels, auf das Gymnasium bringen können, nicht etwa, um durchaus „geistliche Berufe" zu machen oder die Masse der Akademiker zu vermehren, sondern, wie mir Pfarrer May einmal sagte: „bloß deshalb, weil ich euch lieb hatte und euch nichts weiter geben konnte als mein bißchen Latein und Griechisch". Da weiß ich nun viel von Basilius, was Andere nicht wissen, was aber aus dem Briefverkehr mit Libanius und aus der dazugehörigen Homilie hervorleuchtet. Weiß vor allem, wie es gar nicht anders kommen konnte, als daß diese Homilie in das Blut der Kirche eindrang und in der Gestalt der Kirche wieder zum Ausdruck kam. Der Seelsorger dieses Typus, der Jungenpater, hat wie kein Anderer Gewalt über die Zukunft. Was er will und was er nur andeutet, das geht in die Jungen über. Sie wehren sich vielleicht; sie können es nicht tragen; sie werfen es ab; aber es kommt wieder über sie, und zur rechten Stunde wird es mächtiger über sie und durch sie, als es einst im Lehrer war. Der Jünger-Jesus und der Jungenpater haben dasselbe Geheimnis unvergänglicher Wirkung. Die Altkirche hat allen Grund, wachsam zu sein, wenn sich irgendwo ein solches Nest bildet, denn es wird dort nichts Altkirchliches gehätschelt. Das Altkirchliche zöge die Jungen nicht. Der Jungenpater muß schon sagen können: „Ich habe aus mir selber etwas gefunden." Die Jungen schwören darauf, daß ihr Pater mehr weiß und mehr kann als der ganze übrige Klerus. Sein Christentum und kein anderes wollen sie in die Welt hinaustragen.

Solche Jungen konnte Basilius ruhig zu dem alten Heiden Libanius schicken, und es tat gar nichts, daß Libanius seinen Willen kundgab, daß er sie „zu der Vornehmheit und dem Takte seiner Freundin Kalliope ummodeln werde, damit sie aus Rohrdommeln feine Haustauben würden". Nicht dies ärgerte den Basilius, sondern daß Libanius schrieb, die Jungen dufteten nach Juchten, Schnee und den übrigen Schonheiten ihrer Heimat. Dies ärgerte den Basilius. Denn so ist das Verhältnis zwischen einem Jungenpater und seinen Jungen, daß sie sich zutrauen, unbeschadet durch die Hölle zu gehen, unbeschadet die Künste der Kalliope zu lernen, daß sie mit Freuden jeden Spott gegen sich selber ertragen, daß sie aber aufeinander nichts kommen lassen, nicht den geringsten Spott. Libanius mußte sehr gute Worte geben, um die eigentlich geringfügige Kränkung wieder gut zu machen.

5

Die Beschwörung des Basilius! Es ist in diesem Manne Etwas, das man immer wieder herausrufen möchte. Wer wird das Buch von Oskar Ring lesen? Es ist ein Jammer mit solchen Büchern. Etwa dreihundert Stück werden davon gedruckt. Die wissenschaftlichen Bibliotheken nehmen die Hälfte davon ab; einige Dutzend finden Käufer; die übrigen bleiben auf Lager. Lesen werden das Buch nur einige gewissenhafte Rezensenten, um eben gewissenhaft zu rezensieren, und vielleicht einige Spezialisten von Fach, junge Doktoranden, um ihrer eigenen Untersuchung

noch eine Anmerkung hinzufügen zu können. Das ist ein Jammer! Wo soviel aufbeschworenes Leben zu lebendiger Erscheinung gekommen ist! Ich will nur noch eine Frage des Libanius und eine Antwort des Basilius hierher setzen, weil sie mich aus diesem Buche heraus von neuem mächtig ergriffen haben. Sie gehören nicht zusammen wie sonst Frage und Antwort, sind aber doch die große Frage an Basilius und die große Antwort des Basilius, sind Beschwörung und Antwort des Beschworenen:

„Sag', Basilius, wohnst du etwa doch in Athen und hältst dich nur vor dir selber versteckt?" So fragt Libanius. Er meint damit, ob der Hellene nicht doch noch in ihm lebe und sich nur hinter seiner Christlichkeit verberge. Wir aber meinen damit, ob er nicht doch noch unter uns lebe und im nächsten Augenblick aus seiner Verborgenheit hervortreten könne.

Da spricht Basilius zu uns aus seinem Grabe heraus, wie er aus dem verschneiten Kappadozien heraus an Libanius schrieb: „Ich bin unter einem Teppich von Schnee verborgen. So schreibe ich diesen Brief. Wenn du ihn bekommst und mit der Hand berührst, wirst du noch merken, wie es dich kalt überläuft. Er wird dir seinen Absender als ein Wesen zeigen, das in seinem Bau hockt und nicht einmal die Nase aus seinem Gehäuse herausstecken kann. Denn nur als Gräber haben wir unsere Häuser, bis einmal der Frühling kommt und uns, die wir tot sind, zum Leben erweckt, indem er uns wie den Blumen aufs neue das Dasein schenkt!"

Schlegel, Kreis Neurode Joseph Wittig

Harnack über Baudissin

Ein fünfter und letzter Band der „Reden und Aufsätze" Adolfs von Harnack ist, herausgegeben von seinem Sohne Axel, soeben erschienen. Gießen, Alfred Töpelmann. 302 S. Wir dürfen heut ein bisher ungedrucktes Stück daraus zum Abdruck bringen.

Erinnerungen an Wolf Grafen von Baudissin 1926*)

Ich war an drei Universitäten mit Baudissin zusammen: in Leipzig, Marburg und Berlin. Als ich ihn in Leipzig kennen lernte, war er 25 Jahre alt. Eine gewisse Weichheit lag in seinem Wesen; den Hintergrund seiner ganzen Existenz bildete ein getrösteter Schmerz, der ihn aber immer beschattete. Er war wie eine Landschaft, in der das eigentliche schwere Gewitter vorbei ist, aber noch sanfte Tropfen fallen. Ein Stimmleiden quälte ihn, das erst in späteren Jahren behoben wurde. Wir bereiteten uns gleichzeitig zur Habilitation vor und bestanden in derselben Woche das Licentiaten-Examen. In dieser Vorbereitungszeit förderte er mich im Hebräischen, ich ihn in Kirchengeschichte. Zur Vorbereitung auf die Prüfung verkehrten wir vielfach in der lateinischen Sprache. Baudissins Hauptlehrer war Delitzsch, dem er auch immer treue Verehrung bewahrt hat. Delitzsch wurde von seiner Frau pekuniär außerordentlich knapp gehalten. Von seinem geringen Taschengeld mußte er auch noch die Studenten bewirten, die an ihn empfohlen waren. Er tat das, indem er sie in ein äußerst bescheidenes Café zu einer Tasse Kaffee einlud: „Nun wollen wir Kaffee schwelgen." Nur besonders Bevorzugten wurde dazu noch ein kleines Stück Kuchen gespendet. Aber die Studenten rechneten es sich als hohe Ehre an, Delitzschs Gast zu sein, und vor allen wurde Baudissin dieser Ehre häufig gewürdigt. Delitzsch hatte nicht einmal Verfügung über die Einnahmen, die er durch seine Bücher erhielt; nur wenn er für andere Gelehrte oder für Verleger Korrekturen las, behielt er das Geld dafür hinter dem Rücken seiner Frau für sich.

Die Habilitation, mit der eine vierstündige lateinische Disputation mit sämtlichen Mitgliedern der theologischen Fakultät verbunden war, verlief glücklich; neben mir und Baudissin habilitierten sich um dieselbe Zeit Schürer, Kaftan und Stade, so daß man wohl von einer „jungen" Fakultät neben der „alten" sprechen konnte, deren Führer Luthardt und Kahnis waren. In Leipzig ging damals noch der Geist Gottscheds und Gellerts um; Geistes- oder Ideen-Geschichte treiben zu wollen, machte einen beinah verdächtig. Schürer hatte eine angeborene Verwandtschaft zum sächsischen Wesen; Oskar v. Gebhardt hielt alles, was über Textkritik hinausging, für baren Schwindel; aber die übrigen „Jungen" gingen andere Wege, und man muß es der „alten" Fakultät zur Ehre anrechnen, daß sie der „jungen" nirgends ernstlich in den Weg trat. Zwischen Stade und Baudissin bildete sich menschlich und wissenschaftlich keine Beziehung, aber Kaftan und Baudissin hatten als Holsteiner viel Gemeinsames. Baudissin war ein Genie der Freundschaft. Wo er sich einer Gemeinsamkeit bewußt war, da hielt er sie fest und ließ sich durch einzelne Meinungsverschiedenheiten nicht erschüttern, selbst dann nicht, wenn sie grundlegender Natur waren. So hat er an mir gerade in den letzten Jahren gewiß manches mit seiner stummen, lächelnden Kritik begleitet, aber zur Trennung ist es nie gekommen, denn das gehörte zu dem Aristokratischen in seinem Wesen: er vermied es, Gegensätze auszusprechen; wenn er auch unter vier Augen oft messerscharfe, caustische Kritik übte, wenn er, wie im Falle Wellhausen, wußte, daß er selbst kritisiert wurde, so hat er dem im größeren Kreise oder in Veröffentlichungen doch niemals Ausdruck gegeben. Aristokratisch an ihm war auch seine Abneigung, in die Öffentlichkeit zu treten. Er unterschrieb keinen Aufruf, unterzeichnete keine Erklärung, beteiligte sich an keiner Partei und an keiner Einzelaktion.

Nach bestandenem Examen reisten die fünf jungen Privatdozenten Baudissin und Kaftan, Schürer, ich und Herdeegen zusammen nach Italien. Baudissin und Kaftan hatten als echte Holsteiner keinen leichten Zugang zur italienischen Landschaft und Kunst wie auch zu dem romanischen Volkstum. Das gab zu manchen erheiternden Zwischenfällen Veranlassung. In Rom trafen sie den alten Hase, der sich ihrer als ein liebenswürdiger Führer und Romkenner annahm, und dessen höfliche Anrede als die „Herren Kollegen" ihnen lieblich in die Ohren klang. Gemeinsame Wagenfahrten, bei denen ich als der Jünaste auf dem Bock saß, führten in die weitere Umgebung der Stadt.

Nach einjähriger Tätigkeit als Privatdozent in Leipzig bekam ich durch Holtzmann in Straßburg die Nachricht, daß ich von der dortigen Fakultät einstimmig zum Extraordinarius vorgeschlagen, und meine Berufung daher sicher sei. Aber zwei Tage darauf traf ein Telegramm von dem gerade auf Reisen befindlichen Baudissin ein: „Bin zum Extraordinarius in Straßburg ernannt; soll ich annehmen?" Was war geschehen? Ein Vetter von Baudissin war Staatssekretär in Elsaß-Lothringen, und er hatte beim Kurator die Berufung seines Vetters einfach erzwungen. Natürlich redete ich Baudissin zur Annahme zu, und unsere Freundschaft litt unter diesem Zwischenfall nicht im mindesten.

Während wir in Leipzig habilitiert waren, ereignete sich das Vordringen der Ritschlschen Theologie. Baudissin war mit mir darin einig, daß Ritschls Exegese sehr schwach war, und in schweigender Übereinkunft haben wir beide über Ritschls zweiten Band nie gesprochen. Aber anderseits schätzte er, wie ich, die letzte Abzweckung Ritschls so hoch ein, daß man ihn selbst in gewissem Sinne einen Ritschlianer nennen kann.

In Marburg kamen wir dann im Jahre 1886 wieder zusammen. In diesen Jahren habe ich manchmal gefürchtet, daß eine starke Hypochondrie von ihm Besitz ergreifen könnte, und habe nie ergründen können, wie weit an seinen mannigfachen Klagen seine tatsächlich zarte Konstitution, und wie stark seine hypochondrische Anlage beteiligt war. Tatsächlich ist er aber, besonders in den Berliner Jahren, immer gesünder und leistungsfähiger ge-

*) Graf Baudissins Todesjahr. 1847 geboren war er 1881 bis 1900 Professor für AT in Marburg, 1900—1921 in Berlin. DH

worden, wenn auch der getröstete Schmerz im Hintergrunde seines Wesens dauernd bestehen blieb. In den Jahren, in denen wir räumlich getrennt waren, hielten wir uns durch Briefe über alles Wichtige in unserem Leben immer auf dem Laufenden. In der Berliner Zeit sagte er sich regelmäßig etwa viermal im Jahr zur Teestunde bei uns an, kam mit dem Glockenschlag, blieb eine Stunde und sprach sich über die Dinge in Wissenschaft und Literatur aus, die ihn beschäftigten. Denn neben der Wissenschaft stand bis in seine letzten Tage das Interesse an schöner und allgemein wissenschaftlicher Literatur. Dies Interesse war ihm von seinem Onkel, dem Shakespeare- und Molière-Übersetzer Wolf Baudissin überkommen, bei dem er in Dresden als junger Mann häufig seine Ferien verlebte. In Bezug auf seinen theologischen Standpunkt gilt, daß er im Negativen sicherer war als im Positiven und in der Aussprache gehemmt durch seine starke Pietät und seine Abneigung gegen alle Polemik. Er war kein Bahnbrecher, aber wo er ging und arbeitete, räumte er auf und schuf einen sauberen Weg. Schwebendes und Problematisches schob er beiseite; „man soll da schweigen". Er war schlechthin aus einem Guß und weit entfernt von dem Goetheschen Wort:

Und so spalt ich mich, Ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Adolf von Harnack †

Es sind Worte, im Freundeskreise vorgetragen, kurz nach Baudissins Tode. Sie geben einen Begriff davon, welchen Reichtum Harnack bei solchem geselligen Zusammensein entfaltete. Unerschöpflich brachte er aus seinem Schatze Altes und Neues hervor. — Es ist uns vermerkt worden, daß die CW ein letztes Wort zu Harnacks Ehren noch nicht gesagt habe. Das ist wahr. Aber vielleicht eilt es ihr nicht. Und Einiges hat sie gesagt. R

Zur Theologie des religiösen Sozialismus

Randbemerkungen eines Sozialisten zu dem gleichnamigen Aufsatz von Ernst Bizer-Göppingen in Nr. 14 der CW.*)

Randbemerkungen, d. h. Bemerkungen, die an den Rand des Bizerschen Aufsatzes geschrieben wurden. Bemerkungen, die hier etwas näher ausgeführt beitragen sollen, die Aufmerksamkeit auf einzelne Punkte zu richten, ohne diese Punkte nun gleich einer abschließenden Untersuchung unterziehen zu können. Diese Beschränkung ist doppelt geboten: einerseits schreibt der Verfasser des Folgenden als politischer Sozialist, der, um überhaupt zu diesem Thema etwas sagen zu können, hypothetisch vorgehen muß. Um eine Basis zu haben, muß er Standort und grundlegendes Bekenntnis christlicher Theologie als prinzipiell richtig und unanfechtbar hinnehmen. Andererseits können von dieser Basis aus Randbemerkungen eines (meinetwegen) einseitig politisch eingestellten Sozialisten nur Bemerkungen sein zu einer Sache und Fragestellung hin, die letzten Endes, so wie die Dinge liegen, grundsätzlich Angelegenheit des Theologen ist. Das Folgende richtet sich nicht an oder gegen Bizer als Person, sondern an das, was er geschrieben. Sein Aufsatz hat vielleicht die Ausprägung seiner Persönlichkeit; die in ihm enthaltenen Gedanken sind aber Gemeingut einer Vielheit von Theologen und Religiösen Sozialisten. Grundsätzlich sei nochmals darauf aufmerksam gemacht: es handelt sich im Folgenden nicht um Lösungen, sondern nur um Randbemerkungen.

Was in die Augen sticht, ist die Überschrift: „Zur Theologie des religiösen Sozialismus". Wer der Ansicht ist, daß Theologie nicht nur Exegese und Zusammenschau bestimmter Bibelworte ist, sondern eine geistige Haltung, die sich grundsätzlich zunächst mit dem gegebenen und übernommenen „Bekenntnis" auseinandersetzt, den werden die Worte in der Überschrift „Zur Theologie ..." irgendwie frappiert haben. Von einer Theologie des religiösen Sozialismus wußte man bis zur Stunde nichts. Nun wird aber etwas gesagt „Zur" Theologie des religiösen Sozialismus. Nicht nur eine, sondern „die" Theologie des religiösen Sozialismus ist also als ein Vorhandenes vorausgesetzt. Bis jetzt war der religiöse Sozialismus eine Bewegung unter Theologen und Laien, die unter Hervorhebung gewisser Seiten der christlichen Religion zu einer stärkeren Betonung des sozialen und soziologischen Momentes gelangte und im Sozialismus Weg und Ziel einer neuen Gesellschaftsordnung erblickte. Für den Außenstehenden war an dieser ins Sozialistische orientierten Haltung interessant — nicht etwa die geschlossene theologische Fundierung, sondern die ethische Motivation. Man kann wohl sagen, daß das rein theologische Moment im religiösen Sozialismus auf Kosten eines ethischen Aktivismus in den Hintergrund gedrängt war. Gemeinhin macht man im Volke hinsichtlich der protestantischen Theologie die Unterscheidung zwischen „Liberal" und „Positiv". Beim religiösen Sozialismus war offenkundig, daß beide Richtungen sich unter einem Dache gefunden hatten, nicht etwa unter einem neuen theologischen Dach. Theologisch gesehen und politisch formuliert kann man von einer Art „Burgfrieden" sprechen. Es fehlte nicht an Stimmen, die in diesem theologischen Burgfrieden einen grundsätzlichen Mangel der religiös-sozialistischen Bewegung erkannten. Man könnte mißtrauisch sein gegen das sich Finden an sich „feindlicher Brüder" unter einem gemeinsamen Panier, über dessen Herkunft und Wesen, also auch über dessen Wert der Kompetenzkonflikt innerhalb der theologischen Meinungsbildung noch keineswegs in irgendeiner Richtung eindeutig entschieden war.

Von dieser Perspektive aus gesehen klafft zwischen Bizers Überschrift und seinen eigentlichen Ausführungen eine Kluft. Kurz zusammengefaßt sagt Bizer etwa Folgendes: Die „Befehle" Gottes können heute vom Proletarier nicht mehr ausgeführt werden, weil er als „mehrloses Stück" in einer Welt lebt, in der die Macht Alles bedeutet. Um ihn zum Verstehen des Evangeliums zu bringen, ist die Beseitigung dieser gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, das Erkämpfen einer neuen, besseren (sozialistischen) Ordnung erforderlich. Die heutige Ordnung läßt der Liebe keinen Raum. Das Verlangen und Geben von Liebe spielt im heutigen Dasein des Proletariers keine wesentliche Rolle. Der Christ muß „aus dem Glauben" heraus zur Bejahung des Sozialismus gelangen. — Das ist — auf's Ganze gesehen — der Inhalt der Bizerschen Ausführungen. Es sei mir gestattet, zu einigen Punkten, mit denen operiert wurde, „Randbemerkungen" zu machen.

1

Punkt 1: die christliche Liebe und der Proletarier! — Wenn in der Verkündigung von „Liebe" die Rede ist (und es ist viel von ihr die Rede!), so ist dieses Wort für den Proletarier, sofern er überhaupt noch in den Bereich der Verkündigung gelangt, meist Schall und Rauch. Aber nun nicht etwa deshalb, weil er sich unter dieser gepredigten Liebe nichts vorstellen kann, sondern deshalb, weil er eine ganz bestimmte, klare, und für ihn eindeutige Vorstellung der „christlichen" Liebe hat. Er hat es täglich mit Menschen zu tun, die die christliche Religion für sich in Anspruch nehmen, die „Christen" sind. Mit zweierlei „Christen" hat er es in seinem Betrieb zu tun. Das eine Mal mit solchen Kollegen, die sich „christlich" organisiert haben. Die nennt er „christlich". Sie haben, sofern er sozialistisch und freigewerkschaftlich organisiert ist, eine andere Meinung zu den gesellschaftlichen Fragen als er. Er

*) Der beanstandete Artikel liegt weit zurück, aber es war nicht früher möglich, diese lange Aussprache zu bringen. Die obigen Ausführungen sind in sich verständlich. — Die Bewegung der Religiösen Sozialisten ist uns so wichtig, daß wir nicht aufhören, ihr unsere besondere Aufmerksamkeit zu bewähren. Auch der nächstfolgende Artikel hat es mit ihr zu tun (nicht nur mit ihr). Aber von Redaktions wegen sei gesagt, daß weitere Artikel zur Sache das Maß von drei bis vier Spalten nicht übersteigen dürfen; längere Beiträge werden abgelehnt. D H

kann aber, da sie organisiert sind, oft weithin mit ihnen zusammengehen. — Zum andern hat er es mit einzelnen Menschen zu tun, die er nicht nur als „christlich" im Sinne der Organisation, sondern die er als „spezifisch christlich" kennt. Das sind solche, deren christlicher Charakter nicht erst auf dem Umweg über eine gewerkschaftliche oder politische Organisation zum Vorschein kommt, sondern die — mit oder ohne solche Organisation — sich „christlich gebärden". Es sind Leute, die auf ihr Christsein Wert legen, die eine ganz persönliche christliche Überzeugung haben. Die Frage ist: Wie und inwiefern merkt der „Proletarier", daß er es mit einem „Christen" zu tun hat? Was entwickelt sich hier an christlicher Einstellung vor seinen Augen?

Die Antwort ist verschieden, je nachdem wir den „Christen" oder den „Proletarier" antworten lassen. Von Ausnahmen abgesehen ist das Barometer für die Wirkung des christlichen Einflusses — vom „Christen" aus gesehen — der Grad des Ärgernisses, das der religionsfremde Arbeiter nimmt. Der Christ findet mit der Zeit heraus, daß sich der Arbeiter ärgert, wenn er den Namen „Jesus" oder „Heiland" usw. in den Mund nimmt. Und da diese Worte oft „in den Mund genommen werden", so hat demnach der Christ Gelegenheit genug, die Wirkung des heiligen Kampfes gegen das Bollwerk des Satans (in Gestalt des „ungläubigen" Kollegen nach orthodoxer Lesart, in Gestalt des „der Kirche und ihrem Einfluß Entfremdeten" nach liberaler Lesart) am Gesicht seines Nächsten abzulesen. Das Ärgernis ist für den Christen der schriftgemäße Beweis, daß er auf der rechten Bahn ist, wobei er bereit ist, kleinere Fehler etwa in der Taktik vor seinem Herrgott einzugestehen. Warum sein „Gegenüber" (denn vielleicht ist er doch nicht der Nächste; vielleicht kommt er mit dem Nächsten erst wieder am kommenden Sonntag zusammen) Ärgernis nimmt am Gebrauch der religiösen Formeln, danach fragt er nicht.

Die Quantität des scandalon beim Andern ist für ihn Qualität seines missionarischen Erfolges, den er sich, bei allem Gerede von Gnade, hoch anrechnet. In seinen Augen ist sein Kollege eben gottlos, und an dessen Gottferne manifestiert sich seine eigene Gottnähe. Man sage nicht, das sei übertrieben! Man weise nicht hin auf die zahlenmäßig weit stärkeren Kirchenchristen, die ihrem Kollegen ja nicht in dieser Überspanntheit begegnen. Sie begegnen ihm überhaupt nicht als „Christen", darin liegt das Geheimnis ihrer Begegnung. Sie sind „neutral".

Damit sind wir bei der Umkehrung unserer Frage angelangt: Welchen Einfluß und welche Auswirkung hat das christliche Element im Betriebe auf den „christentumfeindlichen" Arbeiter? — Halten wir uns an einen ganz konkreten Fall. Die Frontstellung des „Christen" gegenüber dieser Welt kann soweit gehen, daß er sich nicht einmal „christlich" organisiert, weil er in jeder Arbeiterorganisation den personifizierten Satan wittert. Es ist mir eine Anzahl solcher Fälle bekannt. Nicht bekannt ist mir, daß ein „christlicher" Arbeiter freiwillig auf eine durch die Gewerkschaft erzielte Lohnerhöhung verzichtet hat. Hingegen weiß ich bestimmt, daß solche Lohn- und Arbeitszeitverbesserungen bedenkenlos hingenommen werden, daß man es den Andern überläßt, durch ihre Beiträge die Organisation zu halten und zu stützen. Das Primäre, das dem Arbeiter an diesen Leuten immer wieder begegnet, ist die furchtbare Inkonsequenz. Man nimmt an den Erfolgen der Organisation teil und gibt dafür — Traktätchen! Man kommt am Montag in der Frühe mit verklärtem Gesicht zur Kontrolluhr. Man erzählt bis Dienstag von der gehabten Erbauung des Sonntages und bemitleidet die Kollegen, die den Sinn des „Sabbattages" noch nicht begriffen haben. Geht es einem Kollegen dreckig in der Woche, so sucht man nach der Schuld und hat sie bald gefunden: „Fingerzeig Gottes". Man übt sich die Woche über in Komplexverdrängungen, indem man mit sauersüßer Miene böse Witze herunterschluckt. Man geht im Übrigen seines Weges. Am Samstag macht man Schluß und spaziert mit sanften Schritten in den Sonntag hinein. Man bittet Gott um Verzeihung, wenn durch einen unglücklichen Zufall das durchbrochen wurde, was das Wesen des überzeugten Christen im Betrieb, im „Miteinander" ausmacht, nämlich die vollkommene — Isolierung!

Unsere Frage nach Einfluß und Auswirkung ist damit nach ihrer „positiven" Seite hin bereits beantwortet. Die „negative" Kehrseite besteht einfach darin, daß sich jeder Arbeiter, der seine fünf Sinne noch beieinander hat, sagt: NN ist ein Christ; er behauptet es selbst. So wie NN ist, ist also das Christentum. Ich danke für das Christentum! Wird der Arbeiter aber übernormal von Minderwertigkeitskomplexen geplagt, so sagt er vielleicht: NN ist ein Christ. So also ist das Christentum. Ich bin leider nicht dafür geeignet!

Daß der Arbeiter außerhalb seines Betriebes mit Christen verschiedener Gattung zusammenkommt, wird nicht bestritten. Ebenfalls nicht, daß er da und dort einen „aufrechten" Christen kennen lernt. In Rechnung gestellt wird auch, daß er, falls es ihm miserabel ergeht, christliche Hilfe bei irgendeiner Stelle findet, sofern er nach seiner Alltagserfahrung mit überzeugten „Christen" überhaupt noch die Courage besitzt, eine „christliche Stelle" aufzusuchen.

Die Moral aus der Geschichte zu ziehen, bleibt dem Theologen überlassen. Zu seiner Unterstützung eine Frage: Wenn in der hier aufgezeigten Situation von „Liebe" weder die Spur noch die Rede sein kann, liegt es dann etwa an „Verhältnissen", liegt es dann an irgendeiner Machtkonstellation der gegenwärtigen Epoche? — Und noch ein Hinweis für den Theologen: Fehlt es — von dieser Situation aus gesehen — immer noch an Voraussetzungen zum Verständnis der Verkündigung? Oder ist nicht die durch das „überzeugte" Christentum im Betrieb, im Alltag geschaffene Leere die ideale Voraussetzung? Sind es Machtverhältnisse, ist es eine schlechte Gesellschaftsordnung, gegen die sich hier die Verkündigung zu richten hat? Ist nicht der Gegner viel greifbarer, einfach in der Gestalt einer Ideologie des Christentums? —

2

Punkt 2: christliche Verkündigung ... dialektische Theologie ... Entscheidung in freier Tat ... durch Liebe charakterisiert ... gewagt im Glauben! —: dies die eine Seite. Der Proletarier „lebt in einer Welt, in der die Macht Alles ist". „Er selber ist ein wehrloses Stück in diesem Machtkampf" usw. —: dies die andere Seite!

Bei dieser Kontrastierung der durch Machtverhältnisse charakterisierten Situation des Proletariers als bestimmten All-Mächtigkeiten unterworfen und der nicht durchdringenden „Wahrheit" des Christentums als einer faktischen Ohnmacht dürfen wir nicht der irrtümlichen Meinung verfallen, mit der Aufzeigung einer Seite die Problematik in ihrer Totalität umrissen zu haben. Die Reduzierung des Problems auf obige Kontrastierung, die „Vereinfachung", sichtbar in der generalisierenden Feststellung in Richtung außerchristlicher Allmächtigkeiten verkompliziert nicht nur die Erfassung der Problematik, sondern macht ihre gedankliche Beherrschung geradezu unmöglich. Generalisieren wir die obige Kontrastierung, so gelangen wir alsbald zu dem berühmten Gemeinplatz: „Keine Regel ohne Ausnahme"; d. h. wir verlegen die Problematik in das Gebiet der Statistik. Wir reduzieren die Problematik auf eine solche der Assoziation, ja der Mechanik. Und überdies — in letzter Sicht — wird damit der Marxschen These vom Ideologie-Charakter der Religion, also auch des Christentums, Vorschub geleistet. Die Fragestellung geht in Wirklichkeit weit über jeden

Ansatzpunkt hinaus, der irgendwie in der Linie eines Konditionalismus liegt.

Es ist notwendig, hier scharf zu sehen auf Kosten jeglicher Gemütlichkeit, die allzu oft hinter irgendeinem Radikalismus versteckt ist. Wenn man von der Theologie des religiösen Sozialismus spricht, so gilt es, sich darüber im Klaren zu sein, daß es sich um Theologie handeln muß. Das heißt, daß die Beschäftigung mit einem Gegenstand vorliegen muß, der wert ist, die Bezeichnung „Theologie" für sich in Anspruch zu nehmen. Besteht darüber Einigkeit, so ergibt sich, daß der Theologie des religiösen Sozialismus nichts im Wege steht, mit der Methode des historischen Materialismus als heuristischem Prinzip Ursachenforschungen zu treiben bezüglich des Verhältnisses von Proletariat und Christentum, oder Proletarier und Christentum. Solche religionssoziologischen und sozialpsychologischen Studien können ergiebiges Material liefern, das Auskunft gibt über Parallelismus und Reagibilität der in Frage stehenden Phänomene. Aber das Material, welche Ausdehnung es auch erreichen mag, wird m. E. für den Theologen nie hinreichend sein für irgendeine Art „Voraussetzungstheorie", zu der faktisch im Bizerschen Aufsatz der Grund gelegt ist. Es ist bereits eine „Voraussetzungstheorie" vorhanden, wenn man die Problematik des Verhältnisses: Proletarier und Verkündigung — auf die Formel bringt: andere Voraussetzungen — andere Wirkungen!

In den Kreis der soziologisch bestimmten Aufgabe hinein gehört auch die Untersuchung über die Machtbetontheit einer Zeit. Aber gerade hier muß der Theologe wissen, daß er, wie immer sich das Problem der Macht soziologisch stellen wird, auf einer festen, gegebenen Basis steht. Der Soziologe kann es sich unter Umständen leisten, die Analyse einer „Zeit" bis ins Uferlose auszudehnen. Der Theologe hat von der Theologie aus diese Freiheit nicht, wenn anders der durch Offenbarung charakterisierte Anspruch dessen, was Objekt und Subjekt der Theologie zugleich ausmacht, nicht zur dekorativen Farce herabsinken soll. Der Soziologe kann die Feststellung machen, daß in der und der konkreten gesellschaftlichen Gesamtsituation die notwendigen Vorbedingungen zur Erfassung etwa einer Idee, eines sittlichen Postulats nicht gegeben sind, daß die „Voraussetzungen" fehlen. Beim Theologen handelt es sich aber nicht um Postulate und nicht um Ideen, zu deren Erfassung und Durchführung bestimmte „Voraussetzungen" gefordert werden müßten. Vielmehr hat es die Theologie — von ihrem eigenen Anspruch aus gesehen — mit dem Glauben an das Einmalige, Unbedingte, absolut Geltende zu tun, wie es dem Menschen in und durch die Offenbarung gegenübertritt. Von diesem — vom Glauben aus zu verstehenden — „Geworfensein" aus wird jedes soziologisch mögliche Bild von Bezirken der Welt eine — grundsätzlich — irrelevante Entfaltung innerhalb einer undurchbrechbaren Immanenz. In dieser immanenten, von dem in der Transzendenz fundierten Glauben aus begrenzten und gebundenen Sphäre mögen sich soziologische Veränderungen (Machtverhältnisse) vollziehen, die immanent gesehen evolutionistisch oder gar teleologisch bewertet werden können, sie stehen aber als zu jener Sphäre gehörend vom Glauben aus unter derselben Beleuchtung: Gericht und Gnade, Sünde und Erlösung! Weil hier ein permanentes Verharren vorliegt, deshalb ist die Voraussetzung für die christliche Verkündigung immer gegeben. Insofern ist auch jederzeit die „konkrete Situation" vorhanden.

Verkündigung, d. h. doch stillschweigend auch die Voraussetzung der Verkündigung, in einen direkten Zusammenhang zu bringen, wie es geschehen ist, mit irgendwelchen „Voraussetzungen" im Bereich des Gesellschaftlichen, heißt in diesem Falle Suspension der Gegenwart von einem Anspruch der „konkreten Situation". Die Verkündigung trifft nicht auf die Gegenwart, also auch nicht auf den Menschen der Gegenwart. Um letzteren zu treffen, müssen „Voraussetzungen" geschaffen werden. Da diese in der jetzigen Epoche infolge gesellschaftlicher Umstände („Machtverhältnisse") nicht gegeben sind, gehen ein bis zwei Generationen an der Verkündigung vorbei, ohne ein Organ für sie zu haben. Die Verkündigung erfordert ein Organ, das durch gesellschaftliche Faktoren ausgeschaltet werden kann. Gesellschaftliche Faktoren haben es in der Hand, die Verkündigung in ihrem Anspruch sinnlos zu machen.

Offensichtlich zieht sich hier der Theologe auf das Gebiet der „theologischen" Ethik zurück, geladen mit einem tüchtigen Schuß Sozial-Eudämonismus. Im Gefolge der Ethik tauchen dann verschwommen soteriologische Gesichtspunkte auf. Im Vordergrund steht aber der Gedanke eines Kodex, dessen Verwirklichung wegen Mangels von „Voraussetzungen" unterbunden ist. Wohlgemerkt „unterbunden", denn früher, zur Zeit des alten Arbeitsverhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, waren die „Voraussetzungen" andere, günstigere. Mit Hilfe einer neuen, besseren Ordnung werden auch wieder bessere Voraussetzungen geschaffen, die der Verkündigung einen Sinn verleihen. — Mir scheint, daß sich die Theologie damit ihren eigenen Ast absägt. Der Theologe ist heute als „theologischer" Ethiker von weiten Schichten des modernen Proletariats getrennt, das sich täglich und stündlich, an Ort und Stelle von der „Sinnlosigkeit" der christlichen Ethik überzeugt und dieser „sinnlosen" Ethik seine eigene, aufgebaut auf dem Gedanken der Solidarität, entgegenstellt. Wenn nun der Sozialismus von einem Theologen in Anspruch genommen wird als Mittel zum Zweck, im Sinne einer „Voraussetzungstheorie" als Basis für eine neue Prosperität christlicher Verkündigung, dann befürchte ich, der Arbeiter wird in grenzenlosem Horror vor allem, was bis dato mit „christlicher Verkündigung" zusammenhängt, entweder rechtzeitig nach russischem Beispiel verfahren oder aber auf diese neue Basis der „christlichen Verkündigung", d. h. auf den Sozialismus, freimütig verzichten zugunsten eines Zustandes, der nach theologischem Eingeständnis keine guten „Voraussetzungen" für die Verkündigung bietet. Den Religiösen Sozialisten sollte doch das Mißtrauen der von der Kirche innerlich losgelösten Proletarier gegen ihre Werbung zu denken geben. Der Arbeiter sagt sich mit Recht: „Wie kommt es, daß die Herren Theologen sich jetzt auf einmal so intensiv um unsere Bewegung bemühen?" Erfährt er, daß sein von ihm erstrebter Sozialismus als Basis für irgendwelche theologischen Aspirationen dienen soll, dann wird er sich bedanken! Ist es so schwer einzusehen, daß der Arbeiter nichts von Bundesgenossen wissen will, die den Sozialismus als Mittel zum Zweck benützen?

Man verbittet sich die Marxsche These vom Ideologie-Charakter der Religion und macht gleichzeitig mit vertauschten Rollen in konservativistischer, liberalistischer (dazwischen pazifistischer) und sozialistischer Theologie! Und mitten in betriebsamer Geschäftigkeit sinnt man darüber nach, ob man vom Boden der dialektischen Theologie aus Sozialist sein „könne" oder sein „müsse". Vergißt darüber das Hauptstück nicht nur der dialektischen Theologie, sondern jeglicher Theologie: daß, wie die „Ismen" (Macht-Ismen) auch heißen mögen, sie alle gleichermaßen adäquat und inadäquat, gleichermaßen bar jeder quantitativen und qualitativen Differenziertheit sind gegenüber dem Kernstück christlicher Verkündigung, gegenüber der „Ordnung aus dem Glauben".

Es folgt daraus: die Theologie, die sich auf die Suche macht nach einer neuen und besseren Ordnung als einer günstigeren Voraussetzung für die Verkündigung, hat vergessen, daß das Zentralstück ihrer Verkündigung sie unabhängig macht von irgendwelchen Voraussetzungen im Bezirk gesellschaftlicher Ordnung. Der Theologe hat als

Theologe nicht Voraussetzungen zu schaffen, sondern er hat das Wort Melanchthons zu beherzigen: „Ego mihi ita conscius sum, nunquam aliam ob causam tractavisse theologiam, nisi ut me ipse emendarem!“ *)

Punkt 3: „Wir glauben, daß nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Notwendigkeit des Sozialismus für den Glauben zu behaupten ist“ (Bizer).

Es ist davon die Rede daß man „aus dem Glauben“ nicht nur Sozialist sein könne, sondern auch sein müsse. Zuvor war in Richtung einer Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie von Programmen und Ismen, von konkreter Situation und freier Entscheidung die Rede. Solange jedoch die theologische Forschung in bezug auf die obigen Termini über das Schlagwortartige noch nicht hinauskommt — oder ist Gogartens Ständelehre das letzte Wort? — solange besteht von sozialistischer Seite keine Veranlassung, in die Debatte einzugreifen. Die Gegenüberstellung von „freier Entscheidung“, „konkreter Situation“ und „Programm“, wie sie neuerdings zu Tage tritt, bewegt sich noch zu sehr im Formalistischen, hat noch zu wenig Fleisch und Blut. Was Bizer darüber schreibt, verrät z. B. beim Terminus „Programm“ eine große Unklarheit, die dadurch nicht leichter zu ertragen sein wird, als die nun schon berüchtigte „konkrete Situation“ selbst zum Programm avanciert. Man wird hier abwarten müssen, in welcher Richtung sich die theologische Auseinandersetzung entwickelt.

Lediglich in Anknüpfung an das oben zum Prinzipiellen Gesagte und in Würdigung des Standpunktes hinsichtlich der „Notwendigkeit des Sozialismus“ ist hier noch etwas zu sagen. Eine viel bearbeitete theologische Preisfrage lautete: „Kann ein Christ Sozialdemokrat sein?“ Bei ihrer Beantwortung ist nicht viel herausgekommen. Ob dieser Mißerfolg nicht an der Fragestellung lag? Der Raum eines Aufsatzes verbietet, darauf einzugehen. Immerhin sei der Überlegung anheimgestellt, sich darüber Gedanken zu machen, ob in dieser Fragestellung nicht eine grundsätzliche Verkennung der Situation lag. Ich kann mir denken, daß eine „geringfügige“ Umkehrung der Frage sowohl die Kirche wie auch die Anhänger der betreffenden Organisationen vor eine ganz andere Sachlage gestellt hätte, vorausgesetzt, daß die Kirche diese Umkehrung bewirkt hätte. Die Frage hätte dann etwa so gelautet: „Kann ein Sozialdemokrat Christ sein?“ — — —.

Die ursprüngliche Frage ist in dem vorliegenden Aufsatz von Bizer nach einer bestimmten Richtung hin positiv entschieden. Nicht nur entschieden, sondern auch verschärft. Aus der Möglichkeit ist eine Notwendigkeit geworden! Die erkannte Notwendigkeit (besser: die „geglaubte“ Notwendigkeit) hat eine ganze Bewegung mit allem, was in der kultivierten Welt zu einer Bewegung gehört, zum Leben gebracht. Diese Bewegung nennt sich „Religiöser Sozialismus“. Der naive Marxist mit dem Schalk hinter dem Ohr und in seiner bekannten Funktion des Ochsen im Porzellanladen wird nun fragen: Um was handelt es sich denn — um Religion oder um Sozialismus, oder um beides zusammen? Je nachdem, was bei der Antwort herauskommt, wird er in der Anschrift „religiös“ groß schreiben oder klein. Im letzteren Fall ist er geneigt, nicht mehr von einem „religiösen Sozialismus“ zu sprechen, sondern von einem „religiosifizierten Sozialismus“. Die Umständlichkeit des Begriffes wird er mit der Umständlichkeit der in ihm ausgedrückten Sache entschuldigen. In beiden Fällen bleibt er der unverbesserliche Skeptiker.

Man war früher bei uns „aus dem Glauben“ stockkonservativ oder liberal. Man ist heute „aus dem Glauben“ dasselbe, was man früher war, vermehrt um die Möglichkeiten: „neutral“ und „sozialistisch“. Ein Blick nach Amerika zeigt, daß man drüben „aus dem Glauben“ Anhänger des social gospel oder einer Theologie (kapitalistisch-) sozial-eudämonistischer Prägung ist. Wie will man den Proletarier für den „Glauben“ gewinnen, solange er Einsicht nehmen kann in einen derartigen „aus dem Glauben“ kommenden Variationsreichtum? Abgesehen von der durch die konfessionelle Spaltung für den Proletarier vorhandenen Schwierigkeit der Orientierung, welcher Brille soll er sich beim Lesen der Bibel bedienen?

Wer Theologe vom Fach wird jetzt bitterböse antworten: selbstverständlich soll er die Bibel ohne Brille lesen. Wie sieht aber nun die Wirklichkeit aus? Soll denn wirklich nicht der „religiöse oder christliche Sozialismus“ als Brille dienen, mit der man den entfremdeten Proletarier „vorurteilsloser“ an die christliche Religion heranführen will? Der Proletarier ist, soweit er Sozialist ist, Sozialist auf Grund politischer und gesellschaftlicher Erfahrungen und Überzeugungen. Hier tritt ihm einer entgegen und will ihm die Hand reichen, der Sozialist geworden ist auf einem ganz andern Wege, nämlich „aus dem Glauben“. Fragt er nach diesem Glauben, so erfährt er beiläufig, daß Andere aus demselben Glauben „kapitalistisch werden“ können. Zweifelt er an der Reellität dieses vielgestaltigen Glaubens, so wird ihm der christliche Sozialist beibringen, daß die Andern in Wirklichkeit nicht den rechten Glauben haben, sonst könnten sie, bezw. müßten sie usw. Daß der Proletarier nicht in einem heillosen Wirrwarr landet, liegt daran, daß er beizeiten sich von der ganzen Geschichte zurückzieht.

Mir scheint, daß man heute sehr wohl Sozialist sein kann, aber nicht „aus dem Glauben“. Sozialist ist ja nicht derjenige, dessen Herz übervoll ist von Menschenliebe und Mitleid. Sozialist ist der, der eine sozialistische Auffassung hat von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Holt er sich diese Auffassung „aus dem Glauben“? Aus dem Glauben mag er die Kraft zur Liebe nehmen. Auf dem Umweg über Denkkategorien, die sich auf das Wirtschaftliche und Politische richten, sieht er ein, daß es auch für die Betätigung der Liebe so etwas wie ein ökonomisches Prinzip gibt. Und je nachdem, in welcher soziologischen Gebundenheit er drinsteht, je nachdem, von welcher Seite des gesellschaftlichen Lebens er am stärksten berührt ist, wird er für das Zweckmäßigere finden, die und die Maßnahmen zu ergreifen, etwa in Richtung der Caritas. Oder aber er wird auf Grund wirtschaftlicher Einsicht zu der Ansicht kommen, daß es eine wichtige Aufgabe ist, der Not zu steuern, wo immer sie sich findet, daß es aber noch wichtiger ist, eine „neue, bessere Ordnung“ zu schaffen, die „nach menschlichem Ermessen“ die Beseitigung heutiger sozialer Krankheiten (oder wie man es immer nennen will) nach sich zieht. Ist er damit aber Sozialist „aus dem Glauben“?

Die „religiösen Sozialisten“ sollten sich über Eines klar werden, nämlich über die Bedeutung und den Sinn ihres Namens. Sie haben die Auswahl zweier Möglichkeiten, je nachdem ob sie — wie oben schon angedeutet — „religiös“ groß schreiben wollen oder klein. Unter Berücksichtigung der Tatsache, daß jede Gegenwart die Sucht hat, bereits vorhandene Erscheinungen in ihren Sprachgebrauch einzuzwängen, ist folgende Überlegung möglich: Es kann sich beim „Religiösen Sozialismus“ um eine Art „Sozialismus“ handeln. Es ist absolut nicht gesagt, daß eine solche „Art“ Sozialismus mit dem Sozialismus etwas zu tun hat, dessen Eigenart und Entstehung in engster Verbindung stehen mit den Namen eines Karl Marx und Friedrich Engels. Vielmehr kann eine solche „Art“ Sozialismus einfach der Ausdruck sein für eine antikapitalistische und antiliberalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsauffassung. Der Grad der antikapitalistischen Einstellung wird immer in einer engen

*) „Ich bin mir bewußt, daß ich niemals aus anderem Grunde Theologie getrieben habe, als zu meiner eigenen Besserung.“ D H

Relation stehen zu der Art des Eigentum-Begriffes. Selbstverständlich ist „anti-kapitalistisch" noch nicht „sozialistisch" im marxistischen Sinne. Es soll auch gar nicht um den Begriff gestritten werden, zumal ja selbst die Vorstellungen, die sich mit dem Sozialismus im marxistischen Sinne verbinden, sehr weit auseinandergehen können, sobald einmal die Frage nach der möglichen Form, nach dem Gesicht dieses Sozialismus aufgeworfen wird.

Jedenfalls braucht bei der Bezeichnung „Religiöser Sozialismus" keine direkte Verbindung mit dem marxistischen Sozialismus vorliegen. Diese Bezeichnung kann eine Aussage machen über eine antikapitalistische Einstellung, die 1. mit der Religion zusammenhängt und die 2. in ihrer Wirkung und Gestaltung ein Resultat zustande bringt, das an dem einen Pol: Kapitalismus (Liberalismus), an dem andern Pol: Sozialismus (als antithetischem Grenzbegriff) gemessen, jedenfalls stark „sozialistische" Elemente enthält. Denken wir etwa an das Gesellschaftsbild der katholischen Sozialphilosophie mit dem wesentlichen Gedanken der Kooperation. Berücksichtigen wir, daß nicht eine ökonomische Theorie, sondern die dem Katholizismus eigentümliche Anthropologie das Material für die katholische Auffassung des Begriffes „Eigentum" geliefert hat, so ist sehr wohl denkbar, daß „Religiöser Sozialismus" seine Grundlage findet in der Lehre der Kirche, in Bibel und Tradition. Ein solcher „Sozialismus" wäre in Wahrheit ein „religiöser" bezw. „christlicher".

Anders, wenn sich im 20. Jahrhundert Menschen der sozialistischen Bewegung anschließen, wie sie diese vorfinden in der politischen Richtung des „sozialistischen" Sozialismus. Wenn sie Programm und Ziel dieses Sozialismus „schlucken", wenn sie sich in die von ihm geformten Wege einfügen, wenn sie sich unter sein Kommando stellen, hindert sie kein Mensch daran, in ihrem Privatleben außerdem religiös zu sein. Auch bleibt ihnen unbenommen, für sich als „Privatsache" die Religion als Motor für ihre sozialistische Einstellung zu benutzen. Die Religion bleibt aber klein geschrieben und der Sozialismus groß! Der „religiöse Sozialismus" des Privatempfindens fließt als Bächlein in den Strom des „sozialistischen" Sozialismus oder er — versickert. Der Proletarier und Kleinbürger, der „immerhin noch etwas auf Kirche, Religion usw. hält", mag sich seinen „sozialistischen" Sozialismus versüßen oder dynamisieren, indem er ihn bezw. seine persönlichen Motive religiös-ethisch verbrämt oder verstärkt, kurz indem er ihn „religiosifiziert". Es wird ihm aber nicht gelingen, den „sozialistischen" Sozialismus — wenn er nun einmal in ihm steht — in einen „religiösen" Sozialismus umzukrämpeln, außer im Bezirk seiner vier Wände, wo er die Dinge benennen kann, wie es ihm beliebt.

Schluß: „Randbemerkungen eines Sozialisten" können keinen Anspruch darauf erheben, Endgültiges zu einem Thema zu sagen. Sie sollten aber die Aufmerksamkeit auf einige der Punkte richten, ohne deren vorherige Klärung die Debatte nicht mit befriedigender Klarheit weiterzuführen ist.

Bergen, Kr. Hanau Walter Müller-Loerrach

Aus Thüringen

Der Bund Religiöser Sozialisten in Thüringen wehrt sich tapfer gegen die Disziplinierung seiner Mitglieder wegen ihres Auftretens in politischen Versammlungen. Am Reformationsfest hat er in Eisenberg, dem Pfarrort des angeklagten Pfarrers Kleinschmidt, seine Jahresversammlung gehalten, sich mit Kleinschmidt solidarisch erklärt und ihm für sein tapferes Reden in politischen Versammlungen gedankt. Neben einer Anzahl von anderen Erklärungen (gegen die wirtschaftliche Schädigung von Lehrern um ihrer Weltanschauung willen durch Pfarrer und kirchliche Kreise, gegen die Neuregelung des Kirchenaustrittsgesetzes unter dem Gesichtspunkt der Erschwerung des Kirchenaustritts) ist folgende Erklärung an den Landeskirchenrat und Landeskirchentag über das Verbot politischer Arbeit der Pfarrer beschlossen worden:

Ein Verbot politischer Arbeit der Pfarrer ist in einer Volkskirche unmöglich.

1. Durch ein solches Verbot macht die Kirche vor aller Öffentlichkeit deutlich, daß sie nicht mehr den Mut besitzt, die brennenden Fragen des gemeinsamen Lebens im Lichte christlichen Gewissens durchzukämpfen und die Forderungen christlichen Gewissens vor aller Öffentlichkeit zu vertreten. Eine Kirche, die sich so ihren Frieden erhalten will, während ein Volk um sein Leben kämpft, ist zwecklos geworden.

2. Durch ein solches Verbot ändert die Kirche nichts an der Tatsache, daß die große Masse ihrer Pfarrer vom Geiste der herrschenden kapitalistischen unchristlichen Gesellschaftsordnung beherrscht ist. Sie ändert nichts daran, daß gerade durch viele ihrer Pfarrer die Stimmung erhalten und verbreitet wird, die unser Volk unfähig macht, zu einer gesunden und gerechten Gestaltung seiner Gemeinschaft zu kommen. — Das Verbot hindert nur die Wenigen, die sich dem entgegenwerfen, am Wirken im weitern Kreise. Das Ergebnis kann nur sein, daß unsere Kirche noch mehr als bisher als Kirche des reaktionären Bürgertums erscheint und wirkt.

3. Das Verbot hindert nicht die vielen, sich „Christlich" nennenden, von Pfarrern getragenen Organisationen an ihrer verhängnisvollen politischen Wirksamkeit. Wir weisen vor allem auf den „Evangelischen Bund" und seine Aufrufe gegen die Internationale Roms und des Sozialismus hin. — Will man den Pfarrern auch hier die Mitwirkung verbieten? — Ist man bereit, den Pfarrern die Verbreitung des „Thüringer evangelischen Sonntagsblattes" zu untersagen?

4. Das Verbot ist unmöglich, weil der Landeskirchentag selbst es ausdrücklich abgelehnt hat. Die vom Landeskirchenrat zur Begründung des Verbotes angeführten Sätze sind aus dem Zusammenhang einer Erklärung gerissen, in der ein solches Verbot abgelehnt wird. (Protokoll des Ersten Thüringer Landeskirchentags vom 11.—18. Juni 1921 S. 381.). — Wir müssen dem Landeskirchenrat und dem erweiterten Landeskirchenrat unser äußerstes Erstaunen über diese Behandlung von Beschlüssen des Landeskirchentags aussprechen.

5. Das Verbot ist unmöglich, weil es die Pfarrer, wie Landeskirchenrat und Landeskirchentag es in diesem Protokoll selbst aussprechen, „zu Bürgern zweiten Ranges degradiert und als eine Art Unmündige aus einem der wichtigsten Lebensgebiete und Pflichtbereiche deutschen Bürgertums ausschaltet". Wir freuen uns in dieser unserer Erkenntnis mit dem Landeskirchentag und Landeskirchenrat von 1921 einer Meinung zu sein.

6. Das Verbot ist unmöglich, weil im selben Protokoll der Landeskirchenrat davon spricht, daß man unter Umständen im Kampf um Recht und Staatszuschüsse der Kirche „alle Pfarrer an die Front" kommandieren müsse. — Will die Kirche um ihrer Interessen willen die Pfarrer an die Front der Politik kommandieren und ihnen verbieten, für die Fragen „Krieg oder Frieden", „Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit", „Not oder Hilfe für die Massen" ihre Stimme zu erheben? — Würde eine solche Kirche noch Autorität beanspruchen können?

7. Das Verbot ist unmöglich, weil es einen verhängnisvollen Eingriff in die Gewissensfreiheit der Pfarrer darstellt, die ihres Volkes Schicksal und Lebensaufgabe in christlicher Gewissenhaftigkeit miterleben.

Unsere Genossen, die Pfarrer D. Emil Fuchs, Paul Kohlstock, Karl Kleinschmidt, Aurel v. Jüchen haben in diesem Wahlkampf geredet, weil sie als evangelische Christen reden mußten. Reden mußten sie gegen den Geist der Gewalt, der mit Krieg und Blutvergießen die Not unsers Volkes wenden will. Sie mußten reden gegen die Ungerechtigkeit, die von den Massen die Lasten der Zeit tragen läßt, statt sie auf Aller Schultern zu verteilen. Sie mußten reden für die Bewegung, die eine andere Ordnung der Gesellschaft an Stelle der herrschenden unchristlichen Ausbeutung will, an der Millionen körperlich und seelisch zu Grunde gehen.

Unsere Genossen haben die Forderungen christlichen Gewissens in den Wahlversammlungen, in denen sie redeten, vertreten. Sie mußten es tun, und wir fordern von ihnen, daß sie es weiterhin tun.

Wir werden unerschrocken und unbeugsam unsern Genossen zur Seite treten in dem Bewußtsein, daß es eine gewaltige Zahl von Gliedern unserer Kirche ist, deren Wortführer in solchem Kampfe für christliches Gewissen und evangelische Gewissensfreiheit wir sind.

Für den Bund religiöser Sozialisten in Thüringen
und seine Jahresversammlung:
i. A. Oskar Kunz, Oberlehrer E. Naumann, Geschäftsführer

Außerdem ist eine Erklärung zur Frage des Thüringer Kirchenbuches gefaßt worden: es soll bei der Gestaltung der Gottesdienste nicht von den dogmatischen Formeln vergangener Geschlechter, sondern von den Nöten und Anliegen unserer Zeit ausgegangen werden, der Gottesdienst müsse viel stärker bekenntnismäßige Art erhalten als Antwort unserer Zeit auf die Botschaft des Evangeliums: Wille zum Frieden und zur gerechten Verteilung des Eigentums; die Kirchenvorsteher seien aktiv am Gottesdienst zu beteiligen; Gelübde, besonders das Konfirmationsgelübde, sind zu verwerfen; die Taufe soll Teil des Gottesdienstes, nicht Familienfeier, das Abendmahl ohne Absolution als Gemeinschaftsmahl mit wirklichem Brot gehalten werden.

Der Thüringer Landeskirchenrat wird aller Weisheit bedürfen, um diesen von ihm heraufbeschworenen Sturm wieder zu stillen: wenn das noch möglich ist. Wie wir der „Freien Volkskirche" entnehmen, besteht das zuständige Dienstgericht aus folgenden am 24. 5. 27 vom Landeskirchentag gewählten 7 Mitgliedern: Kirchenrat D. Herrmann, Kirchenrat Franz, Landgerichtsrat Dr. Loesch, Oberpfarrer Burbach, Oberstaatsanwalt Dr. Luge, Pfarrer D. Fuchs und Studienrat Dr. Bamler.

Evangelische Kirche und Politik

Fuchs hat völlig Recht, wenn er in Nr. 21 das Verbot des Thüringischen Landeskirchenrates an die Pfarrer, in Wahlversammlungen zu reden, beanstandet und für die Pfarrer, auch für die nationalsozialistischen, das Recht beansprucht, „öffentlich zu sagen, was ihnen ihr Gewissen (ich würde dies hohe Wort hier gern missen und dafür einfacher sagen: ihre Einsicht und ihre Kenntnis) gebietet —" auch in Wahlversammlungen.

Dies Verbot, ausgehend von einer allgemein als freilassend und besonnen anerkannten Kirchenbehörde, beleuchtet schlaglichtartig die Lage in weitesten Kreisen der evangelischen Christen, auch solchen, die noch vor einem halben Menschenalter ganz anders dachten. Die Kirche, jene Kirche, „von der kein Wort im Neuen Testament steht" (Luther), die aber in ihren Schranken ein höchst nützliches und notwendiges Instrument der Christenheit ist, um auf Erden, unter Menschen, die ohne feste Form, ohne Recht, ohne Regiment, ohne Ämter, Häuser, Güter keine dauernde Gemeinschaft bilden können, die Verkündigung des Wortes und christliche Gemeinden zu erhalten, schickt sich an, aus einer ehrwürdigen Schaffnerin im Hause die Herrin zu werden, die den legitimen Herrn, nämlich den Heiligen Geist, das Wort Gottes, die Charismen, aufs Altenteil setzt. Sie will sich nicht genügen lassen an der Achtung und dem Gehorsam, die der pflichttreuen, gewissenhaften und sorgfältigen Dienerin gebühren, und die sie von allen Kindern des Hauses fordern darf. Sie will vielmehr für sich das Vertrauen und die Ehrfurcht; sie will, daß ihre Sprüche und Worte dasselbe Gewicht und Ansehen haben, die (wie ich meine, nach dem Neuen Testament und der Grundnorm evangelischen Christentums) nur dem unsichtbaren, aber deshalb nicht weniger wirksamen und wirklichen Herrn gebühren. Sie hält das, wozu sie berufen ist, nämlich der evangelischen Christenheit gute Pfarrer zu senden, für deren Notdurft zu sorgen, ihr würdige und bescheidne Versammlungsstätten zu bauen und gute, also das Gewissen und die Überzeugung freilassende, Ruhe und Anstand erhaltende Ordnungen des Gemeinlebens zu erlassen, für zu gering und zu niedrig, und sie will statt dessen die Theologie beherrschen (davon haben wir früher gesprochen), die Presse sanieren und — der Mut steigt immer höher — den Krieg und den Kapitalismus abschaffen, ein neues Staatsideal verwirklichen, der Politik und Wirtschaft Gesetze geben und, wie man wohl sagt, das Gewissen der Menschheit und des Volkes werden. Jener ersten Aufgabe widmet sie sich zwar auch noch, aber sie gilt als untergeordnet; und Banausen werden gescholten, die sie auf diese Aufgabe eines „Zweckverbandes", nämlich des brüderlichen Liebesdienstes, um die Not des Erdenlebens zu wenden, beschränken möchten. Und schon sieht man ganz deutlich, daß diese Aufgabe unter der andern, scheinbar viel höheren, Schaden leidet, insofern nämlich, als dafür von Jahr zu Jahr wachsende Mittel gefordert und aus unserm bedrängten und gequälten Volk herausgeholt werden. Alle diese Institute, Kirchentage, ökumenischen und deutschen Konferenzen, die um jener Weltgewissensstellung der Kirche willen geschaffen sind, sind eben sehr teuer. Die Kosten der evangelischen Kirche in Deutschland sind seit 1914 hoch gestiegen, besonders aber hat sich der Anteil der Aufwendungen für diese Weltkirchenpolitik im Verhältnis zu den Aufwendungen für die Bedürfnisse der evangelischen Gemeinden grundlegend verändert. Kann man das ohne die allerschwersten Bedenken mit ansehen?

Ich sagte: die Kirche *will* das. Das ist aber nicht ganz richtig. Sondern sie *soll* das nach der plötzlich eingetretenen Sinnesänderung des evangelischen Volkes. Man fordert das von ihr. Sie soll führen! Wie begreiflich in einem so führerlos gewordenen Volke, wie das deutsche. Wo das Vertrauen, die zünftigen Nationalökonomen, die mancherlei Gewerkschaften, die Historiker, die Staatsmänner, die Parteien, könnten das Volk wirklich führen, könnten ihm den Weg aus dem europäischen Schlamassel zeigen, so allgemein geschwunden ist! Wo der Schrei nach Führung mit so elementarer Gewalt aus der Tiefe dringt: — zeigen nicht gerade das die letzten Wahlen? Es würde geradezu eine eiserne Selbständigkeit der Kirche fordern, dieses allgemeine Ansinnen, die Führung zu übernehmen, abzuschlagen, zumal das Vorbild der katholischen Kirche so verführerisch lockt. Ich bin also weit davon entfernt, als Triebfeder dieser kirchlichen Weltpolitik den Ehrgeiz und den Machthunger einiger Kirchenbehörden und Theologen einzusetzen; es ist mir keine Frage, daß sie damit nur einer zur Zeit mächtigen Strömung innerhalb der evangelischen Christenheit folgen, und daß es im höchsten Grade unpopulär und altmodisch ist, diesen Weg als Irrweg zu bezeichnen.

Aber ich komme nicht darum, daß im Neuen Testament (Lukas 14, 28) das Gleichnis vom Turmbau steht. Wer ist es denn, von dem diese Führung verlangt wird? Wer ist diese Kirche, die das Gewissen der Welt sein will, die sich herausnimmt, allem Handeln der Menschen ein Ziel zu setzen und zu erklären, was Gerechtigkeit ist? Klopfen wir den Putz hochtönender Redensarten herunter, so stehen wir sofort in irgendeinem Sitzungssaal, wo einige Konsistorialräte, Präsidenten, Synodaldeputierte, Professoren, Bischöfe, verstärkt durch einige zufällig zu ihnen gestoßene oder willkürlich herangezogene Kenner, die dann gerne ihren eigenen Meinungen durch den Namen der Kirche einen besonderen Glanz verleihen möchten, am grünen Tische sitzen und Resolutionen fassen, Kompromisse schließen, Abstimmungen halten, Erlasse und Botschaften mit genau nach rechts und links abgewogenem Wortlaut aussenden. Oder ich sehe am Schreibtische einen Gelehrten, der sich um Sozialethik bemüht und, weil sich eine solche aus dem Neuen Testament ja nicht gewinnen läßt, seine „eigene Gerechtigkeit", d. h. seine eigenen, aus ganz andern Quellen herstammenden Vorstellungen von dem, was Gerechtigkeit ist, als christlich zu erweisen sucht und dabei notwendig Parteimann wird und Feind jeder andern Meinung. Und das soll nun die Stimme der christlichen Wahrheit sein? So soll Autorität entstehen? Ist das nicht — ohne den Hintergrund des katholischen Glaubens — eine lächerliche Anmaßung? Wird an diesem Urteil Irgendetwas dadurch geändert, daß viele dieser Männer höchst ehrenwerte, wohlmeinende und in ihrem Fache berühmte Leute sind, denen als Einzelnen der höchste Respekt gebührt? Wird hier nicht ein Reichtum vorgetäuscht, der gar nicht vorhanden ist? Ich meine: ein Reichtum an Wissen und Können. Und ist es auf die Dauer möglich, diese Täuschung vor den kritischen Augen der Welt aufrecht zu halten? Das, übrigens nicht große Ansehen, das solche Äußerungen der Kirche heute noch genießen, beruht auf der Nachkriegskonjunktur und ist nichts als ein Symptom von der Ratlosigkeit des Volkes, das nach jedem Strohhalm greift. Darf aber Kirche und Theologie den Schein ausnützen, sie hätte, was sie nicht hat? Ist es nicht einfach Gehorsamspflicht, wenn sie sagen würde: Dazu habe ich keinen Auftrag — und wenn sie sich auf ihre einfachste, nächste, so notwendige Aufgabe beschränkte? Im Gegenteil, statt sich an die Spitze dieses titanischen Strebens zu stellen, das in der Welt, unter Menschen! die Gerechtigkeit verwirklichen will, sollte sie lieber die Pflicht verkündigen, auch in einer Welt voll Ungerechtigkeit — zu glauben. Die Kirche hat keinen Beruf zur Weltgestaltung, auch nicht der geistigen Weltgestaltung: an diesem Punkte liegt die Weiche zwischen katholischem und evangelischem Glauben.

Und von diesem Standpunkte aus ist nun der Protest gegen das eingangs genannte Verbot anders und besser zu begründen, als Fuchs es tut. Denn man lese doch

aufmerksam: Fuchs tadelt ja nicht, daß die Kirche eine Regel für den politischen Kampf aufgestellt habe, sondern daß sie eine falsche Regel aufgestellt habe. Er fordert unmißverständlich eine Stellung der Kirche zu den schwebenden Fragen der Außen- und Wirtschaftspolitik — auf Grund des Evangeliums, setzt er hinzu. Man denke: auf Grund des Evangeliums zu der Organisation der Krankenkassen, der Reform der Arbeitslosenversicherung, zu den Steuergesetzen und zum Kapitalzins! Ich frage Fuchs hiermit: Würde er auch protestieren, wenn ein Landeskirchenrat die Pfarrer anwiese, für Planwirtschaft, für das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, für Bodenreform, Fürstenenteignung usw. zu wirken? Sonst hat er kein Recht, der Kirche einen Vorwurf zu machen, daß sie ihren Pfarrern politische Neutralität zur Pflicht macht. Dies Recht besteht nur dann, wenn der Grundsatz gilt, daß die Kirche überhaupt keinen Auftrag hat, zu den politischen und wirtschaftlichen Fragen ein Urteil abzugeben, daß sie die Stellung ihrer Glieder und ihrer Pfarrer dazu freizulassen verpflichtet ist. Nur dann, wenn endlich einmal eingesehen wird, daß evangelische Kirche nicht tun darf, was sie möchte oder was eine Zeitströmung von ihr verlangt, sondern das, was ihres Amtes ist.

Ist man „unkirchlich", wenn man die Kirche gerne in ihren Schranken festhalten möchte und sie an den Schluß von Luthers Haustafel erinnert? Ich liebe, achte und ehre auch die verhaßte Kirche, wie nur Einer: — vielleicht sorge und härme ich mich darum mehr als Andere. Darum sehe ich sie mit Schmerzen einem Größenwahnsinn verfallen, der nicht aus dem Geiste der dienenden Liebe stammt, und ist mein kirchlicher Ehrgeiz der, daß ich diese kirchliche Körperschaft unter allen anderen Körperschaften dieser Erde gerne vorbildlich sähe durch Sachlichkeit, Wirtschaftlichkeit und heilsame Ordnung. Denn einer solchen Kirche wird die Achtung und das Vertrauen des Volkes gewiß nicht versagt werden, und gerade durch ihre Selbstbeschränkung wird sie sich Sicherheit schaffen.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Und wir Anderen?!

Eine Frage an die Jungevangelischen

Vor etwas länger denn Jahresfrist erließ Lagrange-Großfahlenwerder in dem damals noch Zaulickschen „Mutigen Christentum" einen ganz kurzen Aufruf, in dem er Gesinnungsfreunde, die einen letzten Versuch zur Rettung und Reformation der evangelischen Kirche wagen wollten, zur Angabe ihrer Adresse aufforderte. Mit mir werden Andere ihre Anschrift angegeben haben, und sie alle werden später wie ich verwiesen sein an die Landesgruppen der Jungevangelischen Bewegung. Schon an dieser Stelle lag für mehr als einen von uns ein Grund zum Wundern, eine zunächst leise Enttäuschung.

Die Stelle, an der der Lagrangesche Aufruf erschien, seine kurze knappe Form und sein ultimativer bitterernster Inhalt ließ für mehr als einen von uns nur zwei Möglichkeiten offen: Entweder verlief auch diese Aktion im Sande, oder aber ihre Folgen waren aufwühlend und sprengend, aufbauend und doch zusammenführend, kurz revolutionär im allerbesten Sinne! Mit ganz wenigen Worten hatte ein Mann wie Lagrange den Weg gefunden zu den Herzen derer, die nur noch einen Rest von Glauben an ihre evangelische Kirche zu verlieren hatten, einen Rest, mit dem sie sich klammerten an diesen Aufruf, um aus seinen Folgen, aus seinem Erfolg oder — Mißerfolg das letzte Urteil zu finden auf ihre Klagen, auf ihre Anklage! Was Wunder, wenn nun eine leise bange Enttäuschung in denen hochkroch, die eine „Revolution" erwartet hatten — und die Nachricht erhielten, daß die Gruppen einer fertigen Organisation sie aufzunehmen bereit seien. Man verstehe mich nicht falsch: ich mache Niemandem einen Vorwurf, wie „wir Anderen", in derem Namen und Auftrag ich ohne jede äußere Legitimation schreibe, ja auch hübsch brav geschwiegen haben bis zum heutigen Tage. Einen Vorwurf aber würden wir selbst verdienen, wenn wir weiter schweigen würden, obwohl uns ein inneres Muß zum Reden zwingt.

Vor mir liegen die Mitteilungen der Berneuchener Konferenz, in denen Brunotte einen Bericht über die „Jungevangelische Tagung für Kirchenpolitik in Magdeburg, 24. und 25. Juni" gibt. Es liegt mir fern, die Arbeit der Jungevangelischen an der Hand des Berichtes kritisieren zu wollen, und ich betone mit allem Nachdruck, daß ich diese Arbeit für gut, für unbedingt notwendig und auch für zweckvoll angelegt halte für alle die, welche in sich und mit sich darüber im Reinen sind, daß es ihre religiöse Pflicht ist, an „der Gestaltung und Verwirklichung" dieser Kirche, so wie sie heute ist, teilzunehmen. Unter denen aber, die Lagrange in Großfahlenwerder ihre Adresse angaben und — nicht angaben, waren nicht Wenige, die dieses Pflichtbewußtsein der Kirche gegenüber erst wieder finden müssen, die nahe davor stehen, jeden, aber auch jeden Glauben an diese Kirche zu verlieren, und die mit ihrer Adressenangabe an Lagrange noch einmal zaghaft und schüchtern an die Türe der Kirche zu klopfen vermeinten.

Versteht man es vielleicht, daß es für diese „Anderen" eine bittere Enttäuschung ist, wenn Brunotte in seinem Bericht sagen kann, daß aus dem „Ungestalteten der ganzen Bewegung" bereits in diesem Jahre starke Festigung ward? Wir „Anderen" vermögen nirgends auch nur einen schwachen Lichtschimmer zu sehen, der unsere dunklen Sorgen um die Kirche aufhellen könnte, wir sind der Meinung, daß nur stärkste Bewegung und immerwährendes Anstoßen das Leben in der evangelischen Kirche wecken kann, das wir ersehnen, und deshalb ist uns die als „sehr viel geschlossener und einheitlicher" geschilderte Magdeburger Tagung ein Anlaß zu stärkster Sorge. — Verstehe ich den Bericht über die Tagung aber nicht etwa falsch, ist nicht die Einheitlichkeit und Geschlossenheit aufzufassen als zielstrebig in der Richtung eben der Bewegung und des ruhelosen Anstoßens, das wir für das Gebot der Stunde halten? Kaum, denn „geplant ist, in zwei Jahren wieder eine große Tagung abzuhalten. Im nächsten Jahre soll nur eine Arbeitstagung der Vertrauensmänner stattfinden" — dieser letzte Satz des Berichtes läßt keinen anderen Schluß zu, als daß man die Entwicklung im Großen und Ganzen für abgeschlossen hält, und daß von einer Aktivierung des Kirchenvolkes — soweit von einem solchen noch die Rede sein kann — keine Rede ist. — Soll sich die Arbeit der Jungevangelischen tatsächlich erschöpfen in der Veranstaltung von größeren Tagungen, bei denen es zu hochinteressanten, aber doch mehr oder minder fachwissenschaftlichen Aussprachen kommt, und vielleicht in dem Versuch einer Beeinflussung der Kirchenwahlen? — Gewiß gibt es da in dem Bericht über die Magdeburger Tagung einen Lichtblick: der starke Einfluß, den der religiöse Sozialismus auf die gesamte Aussprache hatte. Mit diesem Einfluß werden fest verschlossene Türen unsanft aufgestoßen, und ein Windstoß dringt herein, der die Verbindung mit dem lebendig pulsierenden Leben herstellt, mit dem Leben des Proletariats. Da hat sich eine Volksschicht Beachtung erzwungen, die sich im denkbar schärfsten Gegensatz zur Kirche von heute befindet, aus der heraus immer größere Mengen der Kirche endgültig den Rücken kehren.

Aber „wir Anderen" — — von „vielen Einzelmenschen, die nicht zu rubrizieren sind", spricht der Bericht — sind wir nicht vielleicht doch zu rubrizieren, und hätte man uns nicht aufzählen müssen, obwohl wir nicht dabei waren?! — Doch ich bringe ein Beispiel, um klar zu machen, was ich meine. Unlängst erschien in deutscher Übersetzung von dem bekannten amerikanischen Missionar Dr. Stanley Jones das Buch „Christus am Runden Tisch". Der Verfasser berichtet über eine lange Reihe von Aussprachen, die im fernen Indien über die tiefsten Fragen der Religion stattfanden, und an denen jedesmal etwa 15 Personen teilnahmen: etwa 5—6 Christen — meist geborene Inder — und etwa 9—10 Heiden (Mohammedaner, Sandhus, Hindus usw.). Diese Zusammensetzung mit dem „starken Übergewicht der Nichtchristen" erscheint nach des Verfassers Worten „nicht nur deshalb wünschenswert, weil dadurch andere Anschauungen in reicherem Maße zu Worte kommen, sondern auch deshalb, weil nicht der Eindruck entstehen soll, als ob wir Christen in erdrückender Mehrheit wären". Man rubriziere uns also als Heiden, was wir ja zweifellos in den Augen vieler fromm- und gutgläubiger Geistlichen und Kirchenchristen auch sind, als Menschen, die keinerlei Verbindung mit dem kirchlichen Leben ihrer Gemeinden mehr haben, die nichts als das Band der Taufe und das der Kirchensteuern an die Kirche mehr hält, und denen seither jeder Versuch, das Band wieder fester zu knüpfen, mißlang, wobei wir den Anteil eigener Schuld nicht bestreiten wollen. Von diesen „Heiden", diesen irrenden und suchenden Menschen gibt es nach meiner festen Überzeugung Tausende und Abertausende, und der Aufruf Lagranges war vielen von uns ein lang ersehnter Hoffnungsstrahl. Doch man wird nicht über Nacht vom Kirchen-Heiden zum Kirchen-Christen, und es ist nicht jedermanns Sache, den Weg über den religiösen Sozialismus zu gehen, um zur Kirche zurückzufinden, so sehr man die religiösen Sozialisten um die Sicherheit ihres Suchens wenigstens beneiden mag, und infolgedessen nahmen an der Magdeburger Tagung nicht nur „viele Einzelne, die nicht zu rubrizieren sind", teil, sondern — es — nahmen — viele — viele Einzelne — nicht — teil und — standen — bitter enttäuscht draußen! War es ihre Schuld allein?!

Soll die Jungevangelische Bewegung reformatorisch wirken — und nur dann hat sie einen Sinn — dann müssen die Kirchen-Heiden und mit ihnen das Laienelement in ihr eine Stätte finden. Man lasse — mit aller Dringlichkeit und Inbrunst sei es gesagt — nicht auch diese Frage wieder zur Anklage werden: es könnte um Alles gehen!

Stolzenau, Weser Georg Sinn

Wir Judenchristen fragen

Judenchristen? Getaufte Juden. Juden, zugehörig der christlichen Kirche, durch eigenen Entschluß aus dem jüdischen Religionsverband geschieden oder ihm weiter fern bleibend, in jedem Fall aber religiös gebundene Christen. Wir mußten uns besinnen, wir müssen fragen. — Wir? Wer steht dahinter? Und wäre es nur Einer, er spräche mit auch für die, die nicht drum wissen. Wir „zwischen zwei Stühlen", wir „Unentschiedenen" — wir auf der Grenze, in der Verwicklung der Dinge, sind dazu da, zu sagen, was ist.

Wir wollen, wir müssen, wir können alle Furcht fahren lassen. Und gäben wir tausendmal Anstoß rechts und links. Wir Menschen sind miteinander so verstrickt, daß jeder Zug an einer Masche des Netzes Andre mitzieht, und wohl stößt, würgt. Das Netz der Solidarität der Menschen ist da. In der tiefen Not, in der wir alle sind, scheint es darum so, als wäre Ruhe noch die brüderlichste Tat. Sie ist es nicht. Das Netz ist da; nur die radikale Umschaltung im Strom hilft uns allen. Die Solidarität: Schlag — Gegenschlag wird nicht durch Furcht gewandelt, und nur Wandlung hilft. Wissen und leben wir, daß keine Wahrhaftigkeit, keine Klarheit und keine Güte da ist, die nicht von dieser Solidarität der Menschheit, dem Netz, aufgefangen wird. Und wirkten all die Einschläge einer neuen Stromrichtung zunächst aufreizend und verstörend. Wir können und müssen Nein sagen und uns entgegenstellen, wo wir das Herz der Menschheit umfangen. Nur so kann einmal neue direkte Verbindung zwischen uns werden. Wir alle haben an Gottesfurcht, an Neigung vor und zu dem absoluten und allwissenden Urteil, so viel verloren, wie wir uns haben überschwemmen lassen von Menschenfurcht. Nichts wird, wenn nicht Gottesfurcht uns leitet, und die Menschenfurcht schwindet, nichts — am wenigsten Menschenliebe.

So reden wir frei. Nicht vom Judenhaß als solchem. Gäbe es Mittelchen und Pillen dagegen, wir Juden wollten sie uns nicht verschreiben. Er ist ein Zeichen, wie ein feuriges Himmelsschwert über uns allen, wie frühere Jahrhunderte träumten, — ein Zeichen von Not und Zerbrochenheit, Wut und Zerstörung. Wir glauben, daß die Tat des Menschen, aus seinem Lebenskern getrieben, Zeugnis über ihn abzulegen da ist. Ein Zeichen ist der Judenhaß da; keine Hilfe, die nicht durch Fähnchen und Mäntelchen durch zurückgeleitet werden muß in die Dunkelheit unserer Seelen, der Juden und ihrer Verfolger. Je allgemeiner aber so etwas versucht wird, um so mehr Auswege; und was hülfe uns allen das?

Wir reden ganz konkret von uns, eben als Judenchristen. Wir stehen neben dem Judentum, dem wir uns durch Neigung, Geschichte, von Schicksals wegen eins fühlen, jetzt in Zeiten der Verfolgung mehr denn je. Frevelhaft, an der jüdischen Not vorbeizugeistern, weil sie einen zufällig nicht trifft. Tausende existenzlos; keiner ein unbestrittenes Heimatsrecht; der Nährboden gesunder Kindheit, Selbstverständlichkeit, unauffällige Sicherheit, Zugehörigkeit, schwer gefährdet. Daneben müssen wir stehen, wie neben der jungen jüdischen Bewegung, die voll ist von Ansätzen neuwachsenden Lebens. Daneben. Denn es ist die hohe Ehre des Judentums, daß es schwer religiöses und profanes Leben trennen kann. Und es kann nicht im Christentum die Bruderreligion erkennen; der Wall von Qual und Unrecht ist noch lange unüberwindlicher als selbst der der Dogmen; am wenigstens kann er abgetragen werden von der jüdischen Gemeinde.

Sie fragt uns wohl, warum wir nicht zu ihr zurückkehren? Sie möge glauben, daß wir nicht wenig an dieser Frage tragen. Wir müssen antworten: In religiösen Entscheidungen darf nichts maßgebend sein als religiöse Motive, nichts. Wir wünschen nicht die dunkle Verwirrung einer Generation zu wiederholen, die aus „kulturellen" und allgemein-geistigen Erwägungen Entscheidungen traf, die im einzigen Sinn religiöse sind. Wir lehnen ihre Entscheidung gegen die Synagoge ab, wir wiederholen sie nicht für die Synagoge.

Ihr fragt uns weiter, warum wir uns aber noch zur Kirche zählen? Darum, weil es auch eine Not der Kirche gibt, und mag die Kirche sich selbst Augen und Ohren davor verschließen. Mehr noch aber, weil wir auch die Kirche lieben. Weil wir gegen unsere Zeit und gegen alle Mißverständnisse zweifach in Liebe gebunden sind. Weil eine Auseinandersetzung, die nur in der Schärfe der Liebe fruchtbar ist, mit der Kirche über diesen Punkt fehlt.

Diese Auseinandersetzung wollen wir einleiten. Lassen wir überflüssige historische Erinnerungen. Wir wissen nichts vom Gewissen derer, die waren. Hier ist die Schranke des geschichtlichen Urteils. Mit der Individualität verlischt ihr Urgrund, das Gewissen, unserem Erfassen. Wir ergreifen es freudig, nicht sagen zu können, warum die Kirche dies oder das tat. Uns kümmert, was sie tun wird. Ein Schatten von Gewesenen ist da; er gibt der Entscheidung von morgen die Prägnanz, der sich Keiner entziehen kann. Wir weisen ebenso wie vorwurfsvolle rückwärts gewandte Bedenken der Juden gegen die Kirche all die Bedenken der Kirche ab, die nur dazu dienen, aus dem tödlichen Ernste der Lage ein Gesellschaftsspiel zu machen, in dem einer dem anderen die Last abzuwälzen versucht. Damit wird nichts behoben; gestehen wir uns dann lieber ein, daß die Kräfte so mißbraucht wurden, daß im entscheidenden Augenblick nichts da ist. — Wir glauben aber noch an Kräfte; zeigen wir sie im ersten Anheben der Last, die auf uns allen liegt. Wir weisen es ab, uns über „jüdische Fehler" irgend auseinanderzusetzen. Wir weisen es ab als Juden, weil wir uns nicht anders zu rechtfertigen haben als alle Anderen, nämlich in unerbittlicher Stille, — als Menschen, weil wir eine Menschheitsnot nicht in Zänkerei zerkleinern lassen, — als Christen, weil es ein Hohn auf die Botschaft wäre.

Wir müssen abweisen alle missionarischen Einwände. Ihr wißt, und meist gibt man es zu, daß es darum nicht in der Judenfrage geht. Abgesehen von der Frage nach Wert und Weg einer missionarischen Tätigkeit überhaupt, dürfte dieser praktische Weg jedenfalls einigermaßen erstaunlich sein.

Die Kirche gibt zu, daß man den Schein von dem was geschieht, ihr entleiht. Sie sieht zu, welch große Zahl ihrer Anhänger die Judenverfolgungen aller Art führen. Sie hat unseres Wissens dazu nicht eindeutig Stellung genommen. Sollte die Kirche nicht überzeugt sein, daß eine solche Stellungnahme für sie selbst von Wichtigkeit ist?

So müssen wir Judenchristen sie in Liebe und allerernstester Eindringlichkeit fragen, wo sie heut steht, damit wir wissen, wo wir morgen stehen werden.

Berlin-Charlottenburg Maxa Harden

Völkisches Wetterleuchten um die Augustana

Dem Protestantismus ist ein Warner erstanden. Otto Petras, früher evangelischer Pfarrer, jetzt Leiter einer Fürsorgeerziehungsanstalt in Schlesien, läßt einen Alarmruf gegen die Gefahren ertönen, die der deutschen Seele von dem weltumspannenden Geiste Roms und Stockholms, dem katholischen und dem evangelischen ökumenischen Christentum, drohen. Er protestiert laut gegen die Feier der Augustana und betitelt seine Kampfschrift mit der Anklage: „Der deutsche Protestantismus auf dem Wege nach Rom 1530—1930" (Widerstandsverlag Berlin 1930. 46 S. 1 M.)

Was einst Artur Bonus mit seiner Germanisierung des Christentums erstrebte, erscheint wie ein schwacher Vorklang dessen, was hier mit frappierend wuchtigen Thesen ausgerufen wird. Es ist der Schrei der deutschen Seele nach Befreiung von den Fesseln, die das machthungrige Priestertum einer internationalen Kirche mit einer aus Judentum und sterbender Antike gemischten Dogmenreligion, einem künstlich erdachten Monotheismus, den Völ-

kern aufgezwungen hat, um ihnen ihr Volkstum zu unterdrücken. Protestantismus ist dem Verfasser Auflehnung unseres deutschen Volkstums gegen diesen Druck.

„Niemand lasse den Glauben daran fahren, daß Gott durch ihn eine große Tat tun will!" Dieses Lutherwort ist der Spruch, mit dem Petras den deutschen Glauben aus der Taufe heben will. Und der Helianddichter Hand in Hand mit Ludendorff, das sind die Paten. Dieser Tatwille sagt den Kampf an der internationalen, der universalen, der ökumenischen, der katholischen Idee, in einem Worte der Kirche, die alle Völker zu einem universalistischen Menschheitsbrei einstampfen wolle. Der Verfasser beglückwünscht fast das Russenvolk zu seinem Bolschewismus, der es wenigstens davor bewahrt hat, von dem doppelköpfigen internationalen Ungeheuer Rom-Stockholm verschlungen zu werden.

In der Augustanafeier hat sich — so lautet die Anklage — der deutsche Protestantismus der römischen Kirchenidee unterworfen. Und die protestantische Theologie hat Schergendienste dabei geleistet. Sie hat die deutsche Sache verraten, auf der linken Seite an den politischen Liberalismus, der im Weltkriege in Defaitismus machte (Troeltsch: „Übermacht bleibt Übermacht") oder meuternde Matrosen in Schutz nahm (Naumann), auf der Rechten durch die Verkündung des „Jahrhunderts der Kirche".

Man kann die hinreißend geschriebene kleine Broschüre nur mit einem heiteren und einem nassen Auge lesen. Welche herrlichen Ansätze einer zeitgemäßen, ganz unspekulativen, dogmenfreien Laienfrömmigkeit! An der Somme hat der Verfasser plötzlich in einem Feldgottesdienst die innere Erfahrung gemacht, daß das Arme-Sünder-Christentum dem berechtigten Stolze des Soldaten, der in Schmutz und Gefahr todesmutig und opferbereit seinen Mann gestanden hat, nicht erträglich ist. Und dieses Erlebnis öffnet ihm anscheinend die Augen für andere Anstöße, die die überlieferte Kirchenlehre bietet. Er spürt, daß sich die Erbsündenlehre mit ihrer Herabwürdigung des Geschlechtslebens an der Frauenehre, der Dogmenzwang gegenüber kirchlichen Amtsträgern an der Wahrheitsliebe junger Theologen, die Satanologie, welche ungetauft sterbende Kinder in die Hölle verdammt, an dem Empfinden eines guten Herzens versündigt. Aber die Freude an solchen Einsichten wird dem Leser alsbald vergällt durch die wunderliche Einengung, die der Verfasser seinen Schlußfolgerungen gibt. Er stellt zwar dem von ihm als Irrtum bezeichneten allgemeingültigen Monotheismus der christ-katholischen Dogmatik das Bekenntnis zu einem organisch gewachsenen religiösen Leben gegenüber. Aber solches Leben gibt es für ihn anscheinend nur in einem einzigen Volke, dem deutschen. Mit einer an die Einprägsamkeit eines Reklameplakats gemahnenden Unermüdlichkeit wiederholt er das Wort „deutsch". Die 90 Zeilen der Vorbemerkung allein enthalten es 22 mal. Und der Leser fragt mit immer wachsendem Erstaunen: Ja hat denn der französische Sommekämpfer nicht auch in Schmutz und Gefahr ausgehalten? Hat er das Erlebnis nicht ebenso gemacht? Kränkt die Erbsündenlehre nicht die Ehre der Frauen jeder Nation? Steht die Wahrheitsliebe beim Theologennachwuchs des deutschen Volkes in ausschließlicher Erbpacht, und gönnen nicht warm empfindende Menschenherzen, wo immer in der weiten Welt sie schlagen mögen, den ungetauft sterbenden Kindern das Himmelreich? Hier setzt eine naive Alldeutschtumsromantik den religiösen Hebel an zum Widerstande gegen Pazifismus, Erfüllungspolitik, Youngplan, Parlamentarismus und Klerikalismus, lauter Auszweigungen des einen Giftbaumes der Internationale, dem es die Wurzeln abzugraben gilt.

Für die Erforschung der Ideologie der deutschvölkischen und nationalsozialistischen Impulse, die in diesen Wochen das deutsche Land durchbrausten, ist die kleine Schrift von größtem Wert. Sie enthält die Ansätze einer religiösen Fundamentierung faschistischen Fühlens und Wollens. Nur sollte dieser deutsche Glaube nicht unter der falschen Flagge „Protestantismus" segeln. Denn nach dem bisherigen Sprachgebrauch gehört das, was mit Protestantismus bezeichnet wird, in das Christentum hinein. Das aber, wogegen Petras protestiert, ist am letzten Ende und im tiefsten Grunde die für uns nicht chauvinistisch fühlende deutsche Christenleute unantastbare Zentralidee des praktischen Christentums: der Volks- und Staatsgrenzen überwindende, menschenverbindende Brudersinn.

Breslau Constantin von Zastrow

Wissenschaftlicher Gottesbeweis?

1

Der Verfasser des Collegium Logicum in CW Nr. 18 hält dieses C.L. für einen „wissenschaftlichen Gottesbeweis". Er hat am 8. Oktober in den Geraer Nachrichten einen Ergänzungsartikel, der die Überschrift trägt „Die Kirche als Anwalt des Relativismus", erscheinen lassen. In diesem Artikel, auf den weiter unten noch eingegangen werden wird, nennt er seine in der CW erschienene Abhandlung einen wissenschaftlichen Gottesbeweis und fügt hinzu: „Ich glaube der Kirche damit einen Dienst geleistet zu haben."

Ist das Collegium Logicum wirklich ein „wissenschaftlicher Gottesbeweis"? Hat M. Kleinschmidt durch diese Abhandlung jedem nichtschwachsinnigen Menschen klar gemacht, daß die Welt von einem lebendigen unbedingten Willen ins Dasein gebracht ist und im Dasein erhalten wird? Kann an der Richtigkeit dieses Aussagesatzes nach dem aufmerksamen Lesen des Collegium Logicum in der CW nicht mehr gezweifelt werden? Wenn nunmehr jeder Zweifel an der Richtigkeit jenes Aussagesatzes verschwinden müßte, so wäre M. Kleinschmidt der rettende endgültige Besieger des Atheismus. Kleinschmidt glaubt, daß Kant die Unbeweisbarkeit des Daseins Gottes nicht bewiesen habe. Er wäre mit diesem Urteil über Kant im Rechte, wenn sein Collegium Logicum wirklich ein „wissenschaftlicher Gottesbeweis" wäre.

Wer das Dasein Gottes wissenschaftlich beweisen will, der muß beweisen, daß der Aussagesatz „Die Welt ist das gewollte Werk eines lebendigen Unbedingten" richtig ist. Dieser Satz ist unbeweisbar, weil in ihm ein Wort vorkommt, dessen Sinn jenseits aller inneren und äußeren Erfahrung liegt. Aus diesem Grunde kann weder die Richtigkeit noch die Unrichtigkeit jenes Satzes bewiesen werden. Kleinschmidt hat die Richtigkeit des Satzes nicht bewiesen; es wird aber auch nie einem Atheisten gelingen, die Unrichtigkeit des Satzes zu beweisen.

Kleinschmidt glaubt, durch seine Ausführung den frommen Glauben in sicheres, unangreifbares Wissen verwandelt zu haben. Wie durch die bisherigen sogenannten Gottesbeweise der Atheismus nicht überwunden ist, so kann er auch durch das Collegium Logicum nicht überwunden werden. Denn der Atheismus ist wesentlich mehr oder weniger bewußter Antitheismus: der Mensch will keinen Herrn und Richter über sich haben, er will sein eigener Herr sein — bis ihm eines Tages die Augen dafür aufgehen, daß er sein eigener Sklave, Sklave dämonischer Mächte ist. Antitheismus (Gegnerschaft des Lebenden wider den Ursprung des Lebens) kann durch Denkoperationen — Beweise sind nichts Anderes — nicht ausgerottet werden. Der Glaubende sehnt sich nicht nach „Gottesbeweisen"; die Sehnsucht nach Gottesbeweisen kommt aus dem Zweifeln; der Nichtglaubende läßt sich durch Denkoperationen nicht in einen Glaubenden verwandeln.

Im Mittelpunkt jenes Artikels in den Geraer Nachrichten steht der höchst sonderbare Satz: „Wer die Möglichkeit von Gottesbeweisen bestreitet, leugnet das Dasein Gottes." Und alle diejenigen, die die Unbeweisbarkeit des Daseins Gottes behaupten, nennt Kleinschmidt an geistiger Knochenerweichung erkrankte, dem Zeitgeist huldigende Anwälte des Relativismus, die alles für Ansichtssache erklären und den Glauben vom Wollen oder Nichtwollen abhängig sein lassen. Es steht in jenem Artikel in den Geraer Nachrichten aber auch folgender recht überraschender Satz: „Wenn ich an einen allmächtigen Gott glaube, so muß ich doch auch an seine Fähigkeit glauben, sein eigenes Dasein beweisen zu können." Die Fähigkeit des menschlichen Verstandes, das Dasein Gottes zu beweisen, und die Fähigkeit Gottes, sein Dasein selbst zu beweisen, sind doch wohl etwas recht Verschiedenes.

Kleinschmidt stützt, wie es scheint, seine Gottesgewißheit teils auf Selbstoffenbarung Gottes, teils auf die Kraft des menschlichen Verstandes, Gottes Dasein wissenschaftlich zu beweisen. Das ist echt synergistisch. Wenn sich Kleinschmidt bemüht, durch Selbstoffenbarung Gottes hervorgebrachten Glauben in sicheres Wissen zu verwandeln, so bemüht er sich, aus eigener Kraft sich und seine Mitmenschen vom Zweifel an Gottes Lebendigkeit zu befreien.

Wie oder auf welchen Gedankenwegen ist Kleinschmidt zu der Behauptung gekommen, wer die Möglichkeit von Gottesbeweisen bestreite, leugne das Dasein Gottes? Er ist ausgegangen von dem Satz „$2 \times 2 = 4$". Er erklärt, dieser Satz sei richtig, aber nicht selbstverständlich, und könne, weil er so sei, bewiesen werden. In Wahrheit ist

dieser Satz selbstverständlich und darum richtig und bedarf keines Beweises. Seine Richtigkeit wird erkannt von jedem aufmerksamen Menschen, der im Gebrauche seiner Vernunft steht. Nach Kleinschmidt ist der Satz „Gott ist" zwar nicht selbstverständlich, aber richtig, und seine Richtigkeit kann bewiesen werden, wie die Richtigkeit des Satzes „$2 \times 2 = 4$" beweisbar ist. Der Satz „Ein unbedingter Herr alles Bedingten lebt" kann nicht als richtig bewiesen werden. Und die Kirche ist nicht Anwalt des Relativismus, sondern sie gibt Gott dem Absoluten die ihm gebührende Ehre, indem sie sagt, daß Atheismus Antitheismus sei und daß Antitheismus nur vom lebendigen Gott selbst überwunden werden könne. Wer die Möglichkeit von Gottesbeweisen behauptet, überschätzt die Kraft menschlichen Denkens, also den Menschen. Wie soll ein Geschöpf beweisen, daß es Geschöpf ist? Entweder hält es sich für ein Geschöpf, oder es leugnet sein Geschöpfsein. Geschöpfsein ist Gewolltsein.

Im Anfang war nicht die Zahl, sondern das Wort, nämlich das wunderbare unbegreifliche Wort, durch das die Welt vom Ewigen aus dem Nichtsein ins Sein gerufen ist, und zwar in ein wunderbar geordnetes Sein, in das durch menschliche Schuld Mißordnung oder Unordnung hineingebracht ist und wird.

Es sei noch gestattet, einen Satz aus dem Artikel Kleinschmidts in den Geraer Nachrichten wörtlich anzuführen: „Sieht man denn gar nicht, was für ein Widersinn darin liegt, an einen allmächtigen Gott zu glauben, der Tote auferwecken und all die andern Wunder tun kann, von denen die Schrift berichtet, und der doch gleichzeitig ohnmächtig sein soll, sich so zu offenbaren, daß ein Zweifel an seiner Existenz für den denkenden Menschen nicht mehr möglich ist?" Also: Kleinschmidt findet sich schwer darein, daß durch Selbstoffenbarung Gottes die Möglichkeit des Zweifels an der Wirklichkeit und Lebendigkeit des Schöpfers und Erhalters der Welt nicht ausgeschlossen wird. Aber der lebendige Gott ist kein Dozent der Logik und der Astronomie; er tut seinen Willen, seinen guten gnädigen Willen kund nicht durch den kühlen rechnenden und zergliedernden Verstand hindurch, sondern durch das Gewissen, das wunderbare Geistige, das der Mensch, wenn es in ihm zu reden beginnt, nur zu gern widersprechend stumm macht und einschläfert, unwillig zur Selbstbeugung.

Der Glaube ist kein sicheres Urteil, auch kein wahrscheinliches Urteil. Er ist zuversichtliche Anerkennung des lebendigen gütigen und barmherzigen Schöpfers; er ist das Nichtzweifeln daran, daß die Welt gewolltes Werk eines Unbedingten ist, und daß wir Menschen lebendiges Eigentum eines unbegreiflichen gnädigen Herrn sind, gegen den wir uns nicht auflehnen dürfen, dem wir zu dienen haben, wie der Eigentümer sich sein Eigentum dienen läßt. Der Glaube ist keine Meinung; er ist Überzeugtsein. Er ist innerer Akt, zu dem sich derjenige entschließt, dem es vom Unergründlichen her innere Notwendigkeit wird, sich zu ihm zu entschließen, nämlich die Beurteilung, in der ein Mensch sein Geschöpfsein und sein Begnadigtsein bejaht und sich versteht, dankbar dafür, daß er sich so verstehen kann.

Gera Georg Kirchner

2

Von einem Artikel, der wie der Kleinschmidtsche (CW 1930 Sp. 659 ff.) den Anspruch macht, ein Collegium Logicum zu sein, erwarte ich geistesscharfe, zum Denken anregende Ausführungen, denen man an der Hand eines geschickten Führers nur aufmerksam zu folgen braucht, um sie zu verstehen. Aber ganz im Gegenteil: schon die ersten Sätze fordern die Kritik des aufmerksamen Lesers heraus. Was da über die Einwirkung von Hitze und Kälte auf Dreiecke steht, läßt vermuten, daß dem Verfasser durch seine von ihm selbst zugegebene Interesselosigkeit im Geometrieunterricht nie klar geworden ist, was unter einem Dreieck zu verstehen ist. Drei gegebene Punkte im Raume, die durch Geraden miteinander verbunden sind, bleiben unverrückbar an ihrer Stelle, ganz gleichgültig, unter welchen physikalischen Bedingungen sie gedacht sind.

Nach dieser Einleitung konnte man im weiteren Verlaufe auf neue Überraschungen gefaßt sein, und sie blieben auch nicht aus. Verweilen wir noch ein paar Augenblicke bei den ersten beiden Abschnitten, die uns mit den Beweggründen vertraut machen sollen, weshalb Kleinschmidt den Artikel überhaupt geschrieben hat. Sie enthalten eine unerwartet große Anzahl äußerst verwegener Behauptungen, die man nur unter sehr großen Vorbehalten gelten lassen kann. Vergißt Kleinschmidt denn ganz, um nur ein Beispiel zu nennen, daß gerade die Konflikte zwischen Schönheit, Gerechtigkeit und Wahrheit, in denen der Einzelmensch vor die Entscheidung gestellt wird, das Leben erst zum Leben machen? Die Begriffsbestimmungen: Schönheit = sinnliche Harmonie, Gerechtigkeit = sittliche Harmonie, und Wahrheit = geistige Harmonie sind so farblos, daß man dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen kann, hier gegen seine eigene These im Kapitel 1 verstoßen zu haben, nämlich keine Wörter zu gebrauchen, bei denen der Hörer sich nichts denken kann. Oder was soll man sich unter „geistiger Harmonie" vorstellen?

Der schlimmste Unfug wird aber mit dem Begriff „Gott" getrieben. Zunächst wird auch hierfür eine Gleichung hingepflanzt, die weiter nichts ist, als eine sehr anfechtbare Behauptung: Gott = Drang nach reichster Harmonie mit unbeschränktem Wirkungsbereich. Kleinschmidt stellt sie hin, ohne im geringsten zu versuchen, sie durch Irgend etwas zu belegen. — Und sind etwa die „Prädikate Gottes" von Gott selbst „der Dogmatik" mitgeteilt, oder sind sie nicht vielmehr ein schwaches Menschenwerk, an dem man Kritik üben kann und Kritik üben muß! Wie, wenn Gott nun doch „der ganz Andere", der die ganze menschliche Existenz in Frage Stellende ist? —

Die Krone wird dem allen aber durch die erste Anmerkung aufgesetzt: „Das Wort Gott ist von Haus aus (Sperrung von mir) ein Zahlwort." Gut, man mag das einmal hinnehmen. Nun kommt aber die Zuordnung des Wortes „Gott" zu der Zahl $6.8.9 = 432$! Wer ohne Erklärung versteht, wie diese Zuordnung zu Stande kommt, und wieso die Zahl 432 ausgerechnet die himmlische Schlüsselzahl sein soll, kann mehr als ein normaler Mensch. Und was Zeus oder Tiu mit $9.5.8 = 360$ zu tun haben soll, bleibt ebenfalls dunkel, nur daß hier wenigstens drei Buchstaben auch drei Zahlen zugeordnet sind. — Nun wäre der Hinweis Kleinschmidts auf Reuters „Rätsel der Edda" berechtigt, wenn daraus hervorginge, daß er seine Weisheit aus diesem Buche hat. Da er aber auf jede nähere Beschreibung verzichtet, müssen wir wohl annehmen, daß nicht Reuter, sondern Kleinschmidt hier das Wort führt. Kleinschmidt läßt uns im Dunkeln und läßt uns mit seiner Aussage über den Frühlingspunkt und unsere Taschenuhren nur noch tiefer ins Dunkle tappen. Die Zahl 432 000 ruft unsere Kritik scharf hervor, denn nicht alle Taschenuhren müssen notwendig in Fünftelsekunden ticken; schon die Möglichkeit, daß auch Viertelsekunden vorkommen, wirft die von Kleinschmidt mit so großer Sicherheit hingestellte Zahl um.

Es würde nun zu weit führen, wenn ich alle Anmerkungen und alle folgenden Textteile in derselben Ausführlichkeit kritisch beleuchten und die geradezu grotesk anmutenden Willkürlichkeiten aufzeigen wollte, die Kleinschmidt seinem Material aufzwängt. Aber ich kann doch nicht umhin, auf einen offenkundigen Fehler aufmerksam zu machen, der aus einem mir völlig unklaren Mißverständnis einfachster Zahlenverhältnisse hervorgeht. Es handelt sich um die Stellen hinter dem Komma bei der Umlaufszeit für Jupiter und Mars, die sich wie 6 : 1 verhalten sollen. Glaubt Kleinschmidt denn im Ernst, daß bei Mars die Zahl 686,98 der Weisheit allerletzter Schluß ist, und daß keine weiteren Stellen bei genauerer Beobachtung hinter der 8 kämen (wenigstens doch Nullen!)? Warum macht er uns nicht die kleine, aber von uns notwendig verlangte Freude, uns mitzuteilen, welchem Buche er die „wirklichen Umlaufszeiten" der Planeten entnommen hat, und was ihn berechtigt, die beobachteten Werte gerade bei der von ihm für seine Zwecke als nützlich empfundenen Anzahl Dezimalen abzubrechen? Selbst, wenn man dem Autor unter Aufbietung aller Toleranzgefühle zubilligt, daß er Zahlen wie 687 und 225 (Sp. 867) einfach zu 687225 zusammensetzt und damit weiterrechnet, daß er nach der Welteislehre den „Mond" in die „Erde" einschachtelt usw. usw., so hört die Gemütlichkeit bei dieser Zumutung auf!

Aber gesetzt den Fall, es handle sich hier um ein ungewolltes Versehen, was bleibt von dem Übrigen? Wir werden gewahr, daß unser Suchen mit uns zunächst ungewohnten Methoden Zusammenhänge zwischen Zahlenreich und Planetensystem aufdeckt, die außerordentlich genau und sehr zahlreich sind. Aller Anstoß, den wir notwendig nehmen müssen, mag auf das Ungeschick der Vortragenden und uns Belehrenden zurückzuführen sein, — aber gewinnen wir hierdurch Irgend etwas mehr für unsere Gotteserkenntnis, als uns ohne diese Zusammenhänge aus den Ergebnissen der Wissenschaft und den Erfahrungen des täglichen Lebens erwächst? Ich glaube es nicht, denn das eigentliche Wesen der Zahlenwelt und das der Materie, aus dem die planetarische Welt besteht, ist uns genau so fremd, wie die Schöpfergedanken Gottes, die nicht unsere Gedanken sind. Wir schauen niemals „hinter" das uns Begreifliche und Vorstellbare, und Niemand könnte uns daran hindern, die Magie der Zahlen als ein modernes „Hexen-Einmaleins" kräftig zu verlachen.

Marburg Martin Leo

Sara Alelia

„Das kommt nicht von unserer Rechtfertigkeit, sondern von Gottes großer Barmherzigkeit."

Es ist etwas Großes um die nordische Literatur. Noch blutjung, überrascht sie uns immer wieder durch Urwüchsigkeit und Reife. Hat sie in Björnson, Ibsen, Strindberg u. A. ihren ersten Gipfel erreicht, so rüstet sich jetzt eine andere Generation, den zweiten zu erklimmen. Ob wir nun an die Älteren denken, Hamsun, Lagerlöf, oder an die Jungen, Undset, Bojer usw. — überall treffen wir auf eine Ernsthaftigkeit des dichterischen Wollens und auf eine Kraft künstlerischen Gestaltens, die man in Deutschland nur allzu oft vermißt. Dies bestätigt auch das Werk einer jüngeren Schwedin, in Vielem würdigen Nachfolgerin Selma Lagerlöfs, namens Hildur Dixelius. Ihr bisher einziger Roman — eigentlich eine Trilogie — erschien 1920 bzw. 1922 in schwedischer Sprache und liegt seit einem Jahr auch in mustergültiger deutscher Übersetzung vor, unter dem Namen „Sara Alelia" *).

„Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch" — so ungefähr hat einmal Jemand gesagt. Wenn überhaupt, gilt dieser Satz von unserm Roman. Er wirkt nicht nur fesselnd ja bannend, sondern verwandelnd. Er überwindet uns völlig und gibt etwas, was wir nicht leicht wieder verlieren können. Nur von wenig Dichtwerken kann man das sagen. Die allermeisten lassen doch einen Rest zurück, der sich beim Leser in Frage, Protest, Enttäuschung äußert. Dieser nicht. Er bekennt, aber ohne Aufdringlichkeit. Er überzeugt, aber ohne Eifer. Er überwindet, aber ohne Streitsucht. Er erbaut, aber ohne Sentimentalität. Er ist wie ein breiter Strom, in unfehlbarer Sicherheit seiner Mündung zustrebend und tragend, der sich ihm anvertraut, Die Kritik hat deshalb nur eine Stimme. Ob Weltkind oder Gotteskind, Katholik oder Protestant, Ästhet oder Theolog — sie alle erliegen den segensreichen Kräften dieses Werkes

Woher rührt dieser Eindruck? Beginnen wir beim Peripheren. Die Schicksale des Buches vollenden sich in der nördlichsten Ecke Schwedens, dem unwirtsamen, rauhen Norbötten, vor hundert Jahren. Was wir nun bei der Undset bewundernd beobachteten, können wir auch hier. Mit Meisterhand sind die kulturellen und sittlich-religiösen Zustände jener Zeit geschildert. Wie sich dort oben nordisches mit lappländischem Blut mischt, evangelische Frömmigkeit mit kaum verhülltem Aberglauben, wie Sitte mit Unsitte, Stadt mit Land, Pfarrhaus mit Bauernhof kontrastiert, das Alles ist wie ein abwechslungsreicher Vorhang hinter die Gestalten gemalt, deren Schicksal sich vor uns vollendet. Das Werk ist wieder ein deutlicher Hinweis darauf, wie aus der Spannungsfülle der nationalen und völkischen Gegebenheiten und Probleme Skandinaviens jener Funke schlägt, der echtes Dichtertum entzündet.

Daneben tritt die Fülle der Gesichte und Gestalten. Um die eigentliche Trägerin der Dichtung, Sara Alelia, schlingt sich ein dichtes und üppiges Rankenwerk lebendiger Menschen, von Heiligen und Narren, Propheten und Demagogen, Gottesdienern und Zauberern, Fürsten und Lappen, Ministern und Bauern, Demütigen und Hoffärtigen, Wahnsinnigen und Klaräugigen, Mördern und Menschen freien Opfers, Ehebrechern und zuchtvollen Geistern.

Aber diese Fülle verwirrt keineswegs. Sie ist keine sinnlose Aufhäufung von Typen, beziehungslos untereinander, sondern — wie eine Perlenschnur — verbunden und verknüpft miteinander. Sara Alelia selbst wandelt unter ihnen, und ihr Geist prägt sich ihnen auf, fast ausnahmslos. Und wo er es nicht tut, geschieht es mit Absicht und dient deshalb nur noch mehr organischer Einheit. Die Dichterin bedient sich hierzu eines Kunstgriffes. Sie streut da und dort Tagebuchstücke der Sara Alelia ein. Diese Schnur von Tagebuchblättern in Ichform, die sich nahezu durch das ganze Buch hindurchzieht, bewahrt vor Abschweifung. Wo auch immer der Leser Angst hat, er könne sich verirren im Gestrüpp und Dickicht von Begegnung und Schicksal, leuchtet das Silberband des Tagebuches auf und führt uns wieder auf den rechten Weg.

Die eigentümliche Geborgenheit des Lesers hat aber noch einen andern Grund. Was man in der Stilkritik mit Rahmengeschichte bezeichnet und worin Wilhelm Raabe insbesondere groß ist, finden wir auch hier. Man spannt einen Rahmen, in den hinein die Geschichte gestellt wird. So weiß man sich nie ganz ihr ausgeliefert, sondern steht irgendwie darüber. Denn ist auch der Bericht zu Ende erzählt, es bleibt doch der Rahmen übrig, gebildet meist vom Erzähler selbst, der sich hindurchgerettet hat; sonst könnte er ja nicht erzählen. In ähnlicher Weise gibt auch Frau Hildur Direlius dem Leser diese Geborgenheit. Schon ganz am Anfang erlaubt sie sich einen kühnen Vorgriff:

Sie hatte seit gestern die Gewißheit, von der sie von nun an während ihres ganzen, langen Lebens getragen wurde, die Gewißheit, daß, wenn auch ihre Sünde groß war, der Herr sie doch nicht verlassen habe und seine Hand trotzdem über ihr sei. Er würde ihr einen Weg durch die Wildnis und einen Strom in der Wüste zeigen. Auf diesen Fingerzeig achtete sie jetzt in ihrem Innern.

Diesen kühnen Vorgriff kann sie sich erlauben, ohne Ernst und Mitgefühl des Lesers herabzusetzen.

Weshalb? Mit dieser Frage kommen wir zum Kern des Buches. Was bei einem Andern Unklugheit oder Ungeschick bedeuten würde, nämlich das Ende vorwegzunehmen und dadurch den Leser um den Reiz der Spannung zu bringen — ihr verargt man es nicht; auch wundert man sich nicht darüber, sondern findet es ganz in der Ordnung. Denn hier ist weder Sensation noch „Spannung", wiewohl das Werk geladen ist mit Spannung. Hier ist kein Vorwärts der Handlung im Sinn einer Entwicklung des Charakters, wiewohl das Leben durch die drei Generationen des Buches mächtig vorwärts drängt und Sara selbst keineswegs stille steht. Hier ist auch kein Sieg noch Untergang von Persönlichkeiten, wiewohl genug untergeht. Hier ist immer nur Eines: Zündung zwischen Gott und Mensch durch Jesus Christ.

Und weil dies fruchtbare Moment das ganze Werk bewegt und trägt, verlieren alle sonstigen kunstfertigen Tricks ihre Bedeutung. „Er würde ihr einen Weg durch die Wildnis und einen Strom in der Wüste zeigen. Auf diesen Fingerzeig achtete sie jetzt in ihrem Innern." Und in der Tat, Gottes Finger malt jeden Morgen neu viel Gnade und Vergebung in ihr Herz. Soviel, daß sie selbst zum Sinnbild der Milde und Vergebung wird für Viele, für Sohn und Enkel, Magd und Knecht. So einförmig wie auf Grünewalds Kreuzigung des Täufers Finger zum Gekreuzigten deutet: Illum crescere oportet me autem minui *), so einförmig ist der Gott der Sara Alelia in seiner Barmherzigkeit, und so still ergeben wie vertrauensvoll ist ihre Frömmigkeit. Nichts von dem Expressionismus der Undset, nichts von seelischen Intimitäten. Den entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens übergeht sie in Keuschheit und teilt ihn nur indirekt mit. Wo Gefühlsakrobaten des Barock und Pietismus, der Leinwand und des Traktats ihre Feder in rote Tinte tauchen, um den Wendepunkt in seinen kleinsten Phasen zu registrieren — sie hüllt ihn ein in die Worte: „Ich habe dich nicht verlassen. Und seine Gnade war groß." So vermeidet sie genial die Gefahr, daß ihre Tagebuchnotizen zu einer

*) „Sara Alelia". Von Hildur Dixelius. Aus dem Schwedischen von Wolfheinrich und Dagmar von der Mülbe. München, C. H. Beck. 509 S. 6, geb. 8.50 M.

*) Joh. 3, 30.

D H

Fundgrube seelischer Velleitäten würden. Gerade diese mit ihren Psalmenschätzen, weisen immer wieder zurück auf den letzten, unaufhebbaren Grund von Saras Existenz.

Darum ists nebensächlich, ihre Geschichte zu erzählen. Wie sie die Ehe bricht, während ihr alter Ehegatte im Sterben liegt, wie Gott vergibt und ihr samt Sohn und Enkel diese Vergebung immer wieder neu macht. Man kann und braucht nicht das Auf und Ab, Hin und Her ihrer Leidens-, Prüfungs-, Läuterungsgeschichte zu schildern. Denn nicht sie steht im Mittelpunkt („Das kommt nicht von unserer Rechtfertigkeit"), sondern mehr: „Gottes große Barmherzigkeit."

Kirchvers, Kr. Marburg Hans Schimmelpfeng

Bücher und Schriften

für den Weihnachtstisch

Das Unser Vater und unsere gegenwärtige Lage. Von Professor D. Adolf Schlatter. Berlin, Furcheverlag. 3. Auflage. 30 S. 1 M.

Die fünfte Veröffentlichung in der Reihe „Aus der Welt der Bibel". Adolf Schlatters Neubearbeitung seiner Auslegung des „Unser Vater" aus der Gegenwart und mit unmittelbarem Bezug auf die Gegenwart. Eine feine, stille seelsorgerliche Anrede.

Karl Wessendorft

Für Gott und das Volk. Gebete der sozialen Erweckung. Von Walter Rauschenbusch. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1928. 102 S. 2 M.

Es war neulich von dem social gospel der Amerikaner die Rede. Hier kann man es von der besten Seite kennen lernen. Und so soll man es kennen. Sein, des „sozialen Evangeliums" lautester Verkünder, unser Rauschenbusch darf bei uns nicht vergessen werden. Das „rührende" Büchlein ist von Minna Griebel und Heinrich Frick übersetzt, von Letzterem mit Geleitwort versehen. R

Vom Sinn des Lebens. Von D. Dr. Paul Jaeger in Freiburg. Heilbronn, Eugen Salzer 1930. 3.40, geb. 5 M.

Jaeger hat in seinem Buche „Vom Sinn des Lebens" Briefe über das Evangelium geschrieben, und zwar zuerst gedacht für Konfirmanden, die hin und wieder nicht am regelmäßigen Konfirmandenunterricht teilnehmen konnten. Sie sollten doch einen Führer zur Hand haben, der ihnen als Wegweiser und Wegebereiter für den neuen Lebensabschnitt hilfreich und wertvoll sein und werden könnte. Auch für Jugendvereine kann das Buch nur fördernd wirken, um ihr im gärenden Alter eine Verbindung mit Gottes Wort nahezubringen. Da das Buch 52 Briefe umfaßt, eignet es sich auch dafür, sie in Wochenbetrachtungen der Jugend darzubieten, etwa in der Christenlehre, die noch vielfach geübt wird und oft darunter seufzt, daß der Stoff nicht lebensfrisch genug an die Jugend herankommt. — Ein Weihnachtsgeschenk für Konfirmanden! Gerhard Kurras

Briefe aus den Jahren 1906—1907 von Rainer Maria Rilke. Herausgegeben von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber, Insel-Verlag 1930. 412. S. Ein Faksimile. 7.50 M.

Im vorigen Jahrgang in Nr. 23 durfte ich den ersten Band dieser Briefsammlung anzeigen als einen „großen Reichtum, voll herrlichen Lebens, wie eine Schule des Sehens und Aufnehmens". Auch wer mit hohen Erwartungen den nun vorliegenden zweiten Band beginnt, wird immer wieder bestürzt sein davon, wie weit diese Erwartungen übertroffen werden. Oder man darf schon gar nicht von Erwartungen reden. Sie meinen ja etwas, worüber der Erwartende in gewissem Grade zu verfügen glaubt, worüber er Bescheid zu wissen denkt. Und gewiß hat Rilke für den, der zu ihm zurückkehrt, einen vertrauten Klang, eine unverkennbare und unverleugbare Haltung. Und doch ist das Alles jedesmal wieder so neu, so unwiederholt und noch nie benutzt, daß man immer wieder wie an einen Anfang des Beschenktwerdens gestellt ist.

Es ist beglückend, wie die Briefe mit dem Werke zusammenklingen. So daß sie dem Nachlesenden Helfer und Deuter zum Werke werden. Etwa zum „Malte Laurids Brigge", aber auch schon bis zu dem, was in den „Elegien" sich vollenden sollte. Die Briefe sind ein großer Erweis der Echtheit dieses Werkes. Hier lebte und diente einer ganz seiner Kunst und wollte nur für sie bereit sein. Und es ist kein Widerspruch dazu, sondern eine Bestätigung die erschütternde Wahrnehmung, aus wieviel Bangen und Zagen diese Übermacht des Schauens und der Formung erwuchs: wieviel Angste diese Übermacht zu ihrem Überwachsen brauchte: — als eine „Kraft, die in der Schwachheit zur Vollendung kommt", oder als ob das Werk ihn verbrauchte, um ganz stark zu sein.

Der Umkreis dieser Briefe ist größer, reicher und bunter, als im ersten Band, den der Eindruck des Bildhauers Rodin beherrschte. Durch eine Fülle mannigfaltiger Menschen führt er auf die Begegnung mit dem Werke des Malers Cézanne zu, dem man den Dichter entgegenwachsen und sich in ihm erkennen sieht. Sein eigenes Schauen stillt sich und schärft sich zugleich zu der merkwürdigen Selbstlosigkeit und Gültigkeit, die wir in den „Neuen Gedichten" wahrnehmen: diese Hingegebenheit an den beobachteten Gegenstand, diese „Objektivität", die eine „neue Sachlichkeit" (sie weit überholend) vorausnimmt.

Wie im vorigen Jahre auf das gleichzeitige „Inselbändchen" der **Briefe an einen jungen Künstler** hingewiesen werden konnte, so diesmal auf die **Briefe an eine junge Frau,** die als Nr. 409 der Inselbücherei inzwischen erschienen sind. In diesen beiden kleinen Inselbändchen sehen wir den Dichter als Seelsorger. Und von welcher Zartheit und Ehrerbietung vor dem Wesen des Anderen! Mit wie tiefem Wissen um das Wunder und Wagnis solcher Berührung! Wie dieses Wissen sich auch in dem großen Bande von 1906/07 gelegentlich unvergeßbar ausspricht in einigen Beobachtungen über Ellen Key (S. 33)!

Weil Rilke als Mensch und als Künstler auf das Wesentliche zu lebte, kann diese Anzeige nichts Anderes sein, als ein Bekenntnis; denn dies meint ja nie uns allein, sondern immer jenes Wesentliche in seiner unvermuteten Beziehung auf uns.

Karl Müller (Apollensdorf)

Erdachte Gespräche. Von Paul Ernst. München, Georg Müller 1900. 432 S. 10.50 M.

Ein philosophisches Buch. Seine Themen sind: das Glück, der Ruhm, die Macht, Religion und Moral, Don Juans Dämonie, das Gebet, der Sohn, der Tod Firdusis, das Handeln des Dichters, Idealismus und Positivismus, die Rasse, der Krieg und viele andere — es treten in diesen Gesprächen Cäsar und Antonius, Hebbel und Mesmer und Swedenborg und Friedrich der Große, Schiller und Dostojewski, Homer und ein Ziegenhirt, Giotto und Dante, Luther, Melanchthon, Dichter, Philosophen, Politiker und Offiziere, Bettler und Könige, kurz, wohl fast alle großen Geister der Weltgeschichte als wirkliche, namentliche oder symbolische Vertreter bestimmter Ideen und Gedanken auf, so daß man neben Anderem in diesen Gesprächen eine geistige Weltgeschichte bezw. eine Darstellung des Geistes des Welt, des sich ewig Wandelnden und dennoch Bleibenden des inneren Lebens der Jahrhunderte und Jahrtausende vor sich hat. Von einem Dichter geschrieben und gestaltet, der alle Philosophie von ihrem System und uns, seine Leser, mit frei macht und erlöst aus allem nur-denkerisch-Beengenden zur geistig-seelischen Wirklichkeit. Die Philosophie dieses Buches ist und wird wahrhaftes und eigentliches Leben, sie wird wirkende Gegenwart in uns. Und dann: Sind es nun allegorische Geschichten, Erzählungen, Legenden, sind es Essays, philosophische Diskurse, die uns in Gesprächform, manchmal in dramatischer Steigerung und drängend zur Pointe, fesselnd, spannend und nicht ohne Witz gestaltet werden: immer sind sie interessant, wesentlich und erschöpfend, immer rückführend auch zu uns selbst und also in die fernere Zukunft. — Und welches ist nun Paul Ernsts eigene Philosophie, die diesem Buche und den mancherlei kritischen Beurteilungen über Anderer Denken zu Grunde liegt? Wie könnte man sie systematisieren und formulieren, so er doch eben alle Philosophie zum Leben erlöst und Leben ihm Menschtum ist und einfache seelische Wirklichkeit, unsentimental, unprätentiös und wahrhaftig, schlicht und gut — in dieser Worte reinster Bedeutung. Erich Bockemühl

Bismarck und die Grundlegung der deutschen Großmacht. Von Egmont Zechlin. Stuttgart, Cotta 1930. 673 S. 17.50, geb. 21 M.

Bismarcks religiöses Ringen. Von Karl Ludwig. Nürnberg, Erich Spandel 1930. 44 S. 2 M.

Nimmt man diesen starken Band zur Hand und bemerkt beim ersten Durchblättern, daß er eigentlich nur den Zeitraum von anderthalb Jahren umfaßt, so kann man wohl einen leisen Schrecken bekommen und fragen, ob solche Ausführlichkeit sich lohnt und ob über ein so oft beschriebenes Stück Geschichte, wie es die Anfänge Bismarcks sind, noch so viel Neues zu sagen ist. Beginnt man dann aber gründlich zu lesen, so wird man sehr bald von diesen Bedenken geheilt und von dem Autor derartig mitgerissen, daß es schwer wird, das Buch aus den Händen zu legen. So wenigstens ist es mir ergangen. Das Buch bringt in der Tat eine Fülle neuen Materials unter neuen Gesichtspunkten, wie sie vielleicht nur ein Historiker gewinnen konnte, der 1918 erlebt hat, und es bringt die Ergebnisse gründlicher und methodisch sicherer Arbeit in einer schönen und für jeden Gebildeten genießbaren Form. Ich bin nicht genug Historiker, um kritisch zu dem Buche Stellung zu nehmen; und gerade das Buch selbst warnt vor solcher Stellungnahme ohne genaue Kenntnis der Akten; zeigt es doch ganz überzeugend die Hinfälligkeit so mancher Annahmen und Urteile, die ohne sie ausgesprochen sind.

Im Grunde läuft die Darstellung darauf hinaus, daß Bismarcks Grundkonzeption dessen, was er politisch erreichen wollte und für erreichbar hielt, bei dem Antritt seines Amtes so gut wie fertig war, und daß er bei all seinen wechselnden Maßnahmen und bei seiner bewundernswerten Meisterschaft der Anpassung an Personen und augenblickliche Lage den festen Boden einer be-

stimmten und klaren Auffassung von dem Verhältnis der europäischen Großmächte zueinander und zu Preußen und von dem, was das Lebensinteresse Preußens und Deutschlands forderte und verbot, nie unter den Füßen verloren hat. Diese Grundkonzeption war erwachsen aus den Erfahrungen Bismarcks am Bundestage und als Botschafter in Petersburg und aus eindringender Beschäftigung mit den geographischen, wirtschaftlichen und politischen Problemen Europas: — das Genie wurde durch sorgfältigste Erwägung und Beobachtung ergänzt. Anderseits aber war sie in Bismarcks Persönlichkeit begründet, deren Struktur Zechlin auf die Formel bringt: „durch Glauben, d. h. ehrfürchtigen Wirklichkeitssinn und Beugung unter die menschlichem Willen unabänderlich gezogenen Schranken, gebändigte und in Maß gehaltene Leidenschaft." Der Anteil seines religiösen Vorsehungsglaubens an seiner politischen Kunst wird mit ganz besonderer Liebe und in klaren Strichen hervorgehoben.

Ohne daß das hervorgehoben wird, tritt freilich ebenso deutlich der ungeheure Abstand zwischen Bismarck und den ihm in der Leitung des Staates folgenden Staatsmännern wahrhaft erschreckend ans Licht. Soweit es nur der Unterschied der angeborenen Meisterschaft ist, kann man gewiß keinen Vorwurf erheben, aber es ist auch ein Unterschied der Sorgfalt und der Ethik. Man lernt verstehen, daß der Verfall der deutschen Großmacht nicht sowohl aus verfehlten Intentionen Bismarcks hervorging, sondern aus einem Abfall von seiner Politik, der der deutschen Staatsleitung das mühsam gewonnene Vertrauen Europas entzog; aus dem unbedachten Außerachtlassen der in der geographischen Lage gegebenen und bleibenden Gefahren, die Bismarcks Blick nicht einen Augenblick entschwanden, und mit denen zu rechnen ihm eben sein Glaube gebot.

Zechlins Buch ist ohne Übertreibung eins der schönsten Erzeugnisse der neueren historischen Literatur und wird, wie ich bestimmt hoffe, viele dankbare Leer finden.

Zechlin widmet der Persönlichkeit und der Religiosität Bismarcks im Zusammenhange seines Buches natürlich nur wenige Seiten. Eine eigene Schrift über **Bismarcks religiöses Ringen** wird dem evangelischen Theologen Karl Ludwig verdankt. Wirklich verdankt, denn in sehr flüssiger Darstellung zeichnet sie ein auf liebevoll deutender Versenkung in die Quellen gegründetes Bild, ohne die Berührung der letzten Probleme — Echtheit von Bismarcks Christentum? Christlichkeit seiner moralischen Grundsätze oder Grundsatzlosigkeit? — zu schauen, freilich auch ohne sie zu lösen. Baumgartens älteres Buch „Bismarcks Glaube" ist jedenfalls — dem Verfasser wird es selbst fernliegen — nicht davon überholt. Dafür ist es aber auch viel kürzer und billiger und also das Büchlein als Geschenk für junge Menschen sehr geeignet. Erich Foerster

H. E. Schomburg. Ein Gedenkbuch. Wolfenbüttel-Berlin, Georg Kallmeyer 1930. 160 S. mit Bildnis. Kart. 4.75, geb. 5.80 M.

Dieses Gedenkbuch enthält Predigten, Aufsätze und Betrachtungen des 1928 im Alter von 57 Jahren Verstorbenen. Er war zuletzt Direktor des städtischen Jugendamts, vorher viele Jahre Gemeindepfarrer in Braunschweig. Außerdem hatte er im Wandervogel, bei den Guttemplern, im braunschweigischen Landtag usw. einen weiteren Wirkungskreis und überall begeisterte Freunde und Anhänger gefunden. Auch in diesem Buch tritt uns seine mit der Zeit und um die Seele des deutschen Volkes ringende Persönlichkeit anschaulich, oft ergreifend entgegen, so daß diese Auswahl aus seinem Werk nicht nur für seine persönlichen Freunde, sondern auch für weitere Kreise von Segen sein kann. Sie kann jedem Leser zum Nachdenken anregen und ihn in schwerer Zeit innerlich weiterführen. Hermann Steiner

Johanna Schopenhauer. Damals in Weimar. Erinnerungen und Briefe. Herausgegeben von H. H. Houben. Zweite erweiterte Auflage. 17 Abbildungen. Berlin, Rembrandt-Verlag. Geb. 8.50 M.

Dem verdienstvollen Herausgeber des Eckermannschen Nachlasses ist hier ein neues, schönes Buch gelungen, das uns lebendig in den Zauberkreis um Goethes Gestalt hineinstellt. Aus dem Nachlaß der Mutter des Philosophen, deren Romane heute vergessen sind, stellt er aus einem über 20 Jahre sich erstreckenden Briefwechsel ein ungemein reizvolles Erinnerungsbuch zusammen. Das ganze Weimar lebt darin: sein Theater, seine geistigen Interessen, seine angeregte Geselligkeit und auch gelegentlich sein Klatsch. Alles gesehen und geschildert durch das Temperament einer geistvollen und vielumworbenen Frau. 17 Bilder nach Originalen der Zeit beleben noch die an sich schon große Bildfülle des hübschen Buches. Albert Mühlmeister

Das Möttlingen Blumhardts. Von Walter Baudert. — **Das heutige Möttlingen.** Von Bernhard Jansa. — Neudietendorf, Friedrich Jansa 1930. 44 und 48 S. Je 50 Pfg.

Drei Männer scheinen das Schicksal des kommenden Deutschland bestimmen zu sollen: Karl Barth, Adolf Hitler und — wills Gott — Friedrich Stanger. Eine seltsame Zusammenstellung, das weiß ich gut. Aber der Tag der Starken ist gekommen. Die Aktivisten machen das Rennen. Was politischer Aktivismus ist, mag man an Hitler sehen. Bei Barth kann man am wenigsten von Aktivismus sprechen. Er ist mehr Radikalist als Aktivist. Mir bleibt da alles zu sehr in der korrekten Theorie stecken, über die man auch verschiedener Meinung sein kann. Woran mir im Blick auf die Kirche am meisten liegt, ist dies, daß der Radikalist und Aktivist Friedrich Stanger einen starken Einschlag in dem neuen Gewebe bildet. Und es kommt — ganz leise hie und da — nicht laut und lärmend wie bei einer Reichstagseröffnung. Man ist immer wieder erstaunt, wer alles nach Möttlingen geht. Das kann und wird nicht ohne Einfluß auf die Kirche bleiben. Kommts auf leisen Sohlen, so kommts um so gewisser. Ja, was ist das?

Gute Antworten geben die beiden Broschüren, eine jede in ihrer Art. Die erste hat den Thüringer Landesjugendpfarrer zum Verfasser, die zweite einen jungen Verlagsbuchhändler. Die neue Zeit sucht Kraft und Leben, nicht korrekte Theorien und fromme Gefühle. Darum werden viele nach den beiden Büchlein greifen. Ich empfehle sie gerne und bin immer wieder erstaunt, wie verblüffend gut das alte Möttlingen zum neuen stimmt. Da ist keine apostolische, aber echt pneumatische Sukzession. Karl Beller

Om mani padme hum. Meine China- und Tibetexpedition 1925/28. Mit 103 Abbildungen und Skizzen, sowie einer Übersichtskarte. Von Wilhelm Filchner. Leipzig, F. A. Brockhaus 1929. 2. Aufl. 352 S. 13, geb. 15 M.

Vor einigen Jahren ging die Nachricht durch die Zeitungen: Dr. Wilhelm Filchner, ein deutscher Gelehrter, der ganz allein eine Forschungsreise durch Zentralasien unternommen hatte, sei in Tibet ermordet worden. Ein halbes Jahr später aber erhielt man Lebenszeichen von ihm; in Wahrheit schwebte er zwar in höchster Gefahr, aber er hat unter unerhörten Strapazen als 50jähriger Mann seine Reise planmäßig beendet und seine wissenschaftlichen Absichten (geographische Aufnahmen zur Ergänzung schon bestehender Beobachtungsnetze) durchführen können. Der Weg führte von Ili (Kuldscha) an der Grenze von Turkestan und der chinesischen Provinz Sin-kiang über Urumtschi, Hami (den Weg Sven Hedins in entgegengesetzter Richtung) südostwärts nach Tining-fu, wo der Verfasser in der Nähe des großen Klosters Kum-bum überwinterte und erneut Gelegenheit hatte, die Klostersitten zu beobachten. Über das Kloster hat Filchner schon früher ein Buch veröffentlicht und besuchte es jetzt zum zweiten Male. Er erkrankte diesmal an Gallensteinkolik, wohnte infolge Geldmangels entsetzlich primitiv in schrecklichster Winterkälte. Die Hilfe englischer und amerikanischer Missionare stellte ihn wieder her und verschaffte ihm die Mittel zur Weiterreise. Diese führte südwestwärts in das Innerste von Tibet auf Lhassa zu, wo der Dalai Lama residiert. Filchner gelangte aber nur bis Nga-tschu-ka, wo er, nun unter dem Schutz des Dalai Lama, aber unter primitivsten Verhältnissen, in tiefstem Schnee und entsetzlicher Kälte den Winter 1927/28 hindurch etwa 1600 Kilometer westwärts bis Leh in Kaschmir zurücklegte und so auf britisch-indischen Boden gelangte. Bei jedem Wetter wurden mit Energie die notwendigen Messungen durchgeführt. Durch Unfälle waren der rechte Handteller und Zehen gebrochen, Hände und Füße bedeckten sich mit eiterigen Frostbeulen, Kleider und Mantel zerfielen in Lumpen, die durch Riemen um den Leib gehalten wurden. Als ein Häufchen Elend kam Filchner in Indien an. Es berührt seltsam, wie er, der mit kärglichen deutschen Mitteln reist, einem amerikanischen Forscher begegnet, der reichlich mit Geld und Bequemlichkeiten ausgestattet ist. — Dadurch, daß Filchner infolge der Primitivität seiner Ausrüstung mit tibetischem Volk dauernd in Berührung kam, hat er viel gesehen und tiefe Blicke in das Volksleben und die Kultur Tibets getan. Man muß nur staunen, welche Arten Menschen es auf der „vielumwohnten" Erde gibt und wie sie sich in der größten Kärglichkeit am Leben erhalten und fortpflanzen.

Diese hochinteressante Reise, die ich nur ganz grob andeuten konnte, schildert Filchner im vorliegenden Buch in ebenso einfacher wie volkstümlicher Weise. Besonders interessant wirkt es im Vergleich mit Sven Hedins Werk, das kürzlich im selben Verlag erschienen ist. Ähnliche Verhältnisse und doch wieder ganz anders: so ergänzen sich beide Forscher in der Schilderung der politischen Verhältnisse in Urumtschi. An manchen Stellen hätte ich allerdings genaueren Aufschluß gewünscht, z. B. über die wirtschaftliche Ermöglichung der Reise von Sining-fu ab, die Zusammensetzung der Gesamtkarawane, in der der Verfasser reiste, einen Versuch der Sinndeutung der religiösen Gebräuche und eine Mitteilung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung. Man würde gerne wissen, worin sich diese heroischen Anstrengungen wissenschaftlich lohnten.

Ich brauche nicht zu sagen, daß das ganze Buch außerordentlich interessiert; es wird wohl eine weite Verbreitung finden unter den Menschen, die etwas erfahren wollen vom Geheimnis der Mannigfaltigkeit menschlichen Lebens und fremder Landschaft.
Georg Wünsch.

Das glückhaft Schiff. Fahrtenbuch für Sonne, Wind und Wetter. 1930. Herausgegeben von Hans Richard Lesser. Stuttgart, Marienstraße 15, Verlag Das glückhaft Schiff. 160 S. 1.50 M.

Kürzlich hörte ich Jemanden, der unter dem Eindruck des Wienschen Buches „Die Stadt in den Wolken" stand, lamentieren heute würde überhaupt nur schlechte Literatur geschrieben. Ich widersprach, so gut ich in der Eile konnte. Heute fiele es mir

noch wesentlich leichter; ich brauchte ihm nur dies Buch in die Hand zu geben: Nimm und lies! Die Proben aus moderner evangelischer Literatur (wobei das Wort: „evangelisch" nicht zu pressen ist) sind gut und erwecken Verlangen nach dem ganzen Gericht. Wer sich kurz orientieren möchte über evangelische Bucharbeit, vertraue sich diesem glückhaften Schiff an. Für die nächste Auflage empfehle ich allerdings, seinen Aktionsradius noch zu vergrößern *). Hans Schimmelpfeng

---

Das neue Reich. Roman der Völkerwanderung. Von Otto Gmelin. Jena, Eugen Diederichs 1930. 390 S. 5.50, geb. 8.50 M.

Viertes Jahrhundert. Das morbid gewordene griechisch-römische Imperium mit dem verfaulenden Christentum seiner untätig fatalistisch-schwächlichen Herrscher, mit dem Eigennutz seiner Heerführer und der Treulosigkeit seiner Berater, also die an Übersättigung kranke Kultur eines Zeitalters vergeht — und Alarich mit seinen gotischen Germanen ist der neue Held im Sturmwind der neuen Zeit, der Rom erobert und doch nicht am Ziele ist und auch heute nicht am Ziele wäre (darin liegt die Tiefe des Buches!), weil „das Reich" nur aus Innen werden kann; „denn das Reich, das wir suchen, ist ein heiliges Reich, und ist Erde und Himmel zugleich." Also ein Buch ferner Tage für unsere Zeit! Und dazu reich an Farben, brausend im Geschehen, klar in den Linien und Charakteren und tief besinnlich zugleich. Erich Bockemühl

Der graue Bischof. Ein historischer Roman von Emanuel Stickelberger. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1930. 302 S. Geb. 6.50 M.

Heinrich von Isny, ein Minoritenmönch in grauem Gewand, war Bischof von Basel, darnach Erzbischof von Mainz und Kanzler des Kaisers Rudolf von Habsburg. Eine alte Chronik nennt ihn Theologus et nigromanticus, Theologe und Schwarzkünstler (Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands 5. Band, S. 458). Ich weiß nicht, ob diese Notiz genügt hat, oder ob das Verdienst seinen gründlichen Quellenstudien gebührt: Stickelberger läßt Heinrich von Isny als Sohn einer Hexe geboren werden und von seiner Großmutter, gleichfalls einer Hexe, außer einer Art zweiten Gesichts die unheimliche Kunst übertommen, die Menschen nur als Mittel zu gebrauchen und alle höheren Gedanken, alles Gefühl, auch die Frommigkeit in sich selbst zu unterdrücken, und das nur, um vorwärts zu kommen und ein Beherrscher der Menschen zu werden. Heinrich folgt diesem Rat nur allzu willig und erreicht sein Ziel. Sein Weg geht über Leichen. Freundschaft, Liebe, auch die eigne Seele fallen seinem unersättlichen Strebertum zum Opfer, schon wagt er es, seine Gedanken nach der Tiara des Papstes hin zu strecken, da erreicht ihn der Tod. Ob sich solch ein Leben in der Wirklichkeit aushalten läßt? Stickelberger vermag es aber glaubhaft zu machen und führt sein Leitmotiv mit ungeheurer Folgerichtigkeit und Gestaltungskraft bis zum argen Ende durch. Das Ende scheint mir die Grenze des ästhetisch Erlaubten zu überschreiten: der graue Bischof verliert die Herrschaft über seine teuflische Natur, zwingt bei einem Maskenball die junge Kaiserin zum wilden Tanz und wird tanzend vom Herzschlag weggerafft. Ich möchte sagen: das Heldenhafte zu schildern liegt Stickelberger, dem unübertrefflichen Romantiker der Reformationsgeschichte — sein Roman „Zwingli" liegt in 8., sein „Heldenbuch der Reformation" in 16. Auflage vor — besser als die Schilderung des Satanischen. Im Tiefsten hinterläßt der Roman doch das eisige Gefühl des Grauens und erweckt nicht eigentlich den inneren Anteil am Leben seines Helden. Und insofern bleibt das Beste an dem Roman: die Zeitgeschichte ist glänzend und überzeugend wiedergegeben. Johannes Kübel

Der Soldat und die kleine Madonna. Die heilige Bekümmernis. 68 S. — **Das Kind.** 55 S. — Von Friede H. Kraze. Braunschweig, Wollermann 1929.

Die Dichterin der „Freiheit des Kolja Iwanow" führt, wie schon die Überschriften andeuten, in den beiden Skizzen „Der Soldat und die kleine Madonna" und „Die heilige Bekümmernis" (Beiname einer katholischen Heiligen) in die katholische Gedankenwelt des Mittelalters hinein. Mit feiner psychologischer Beobachtung sind die Hauptgestalten gezeichnet, deren Charaktere in lebhafter Handlung sich zur Hingabe an Gott durchringen. — Fast zeitlos, an das Gleichnis vom verlorenen Sohn erinnernd, ist die kurze spannende Novelle „Das Kind" geschrieben, in der die Not eines verbitterten Heimwehkranken mit scheinbar einfachen Mitteln aber künstlerischer Reife gezeichnet wird, der durch innere Wandlung auch Anderen zum Segen wird. Oskar Goehling

Der Eroberer. Ein Cortes-Roman. Von Richard Friedenthal. Leipzig, Insel-Verlag 1929. 469 S. 8.50 M.

Ein Cortes-Roman? Ja, das Buch handelt von Cortes, dem berühmten, auch berüchtigten Eroberer des Aztekenreiches. Aber es ist nicht eigentlich ein Roman, sondern eine geschichtliche Erzählung — eine Literaturgattung zwischen Roman und Geschichtsschreibung. Der Verfasser hat sich in die Zustände der Zeit hineingearbeitet und von da her die geschichtlichen Vorgänge ausgeschmückt und verlebendigt geschildert. Ich bin nicht Fachmann für die Geschichte der Eroberung Amerikas, muß aber sagen, daß die Schilderung den Eindruck historischer Echtheit macht und mit dem übereinstimmt, was sonstige gute Werke von der Zeit sagen. — Die Schilderung ist künstlerisch einfach, aber gerade dadurch merkwürdig eindrucksvoll. Sie stellt Bilder und Ereignisse in solcher Klarheit vor Augen, daß man sie lange nicht vergißt. Der Auszug des Cortes von Havanna, seine usurpierte Stellung im Heer, sein Ehrgeiz, seine Goldgier, seine Energie, sein Marsch über die Gebirge vom späteren Vera Cruz aus zur seen-umgebenen Hauptstadt des Aztekenreiches, die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, ihre Feinheit und Grausamkeit, die entsetzliche Eroberung und schließlich die Heimkehr des innerlich gebrochenen Cortez und seiner Mannschaft, die schließlich doch nur Unglück vom mitgebrachten Gold hat — das alles zieht als Zeuge des rätselhaften ungezügelten und doch prachtvoll vitalen menschlichen Geschehens am Auge des Lesers vorüber, der erschüttert das Buch aus der Hand legt. Georg Wünsch

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen. Roman aus den Jahren vor 1806. Von Sophie Hoechstetter. Leipzig, Köhler und Amelang Verlag 1030. 299 S. Geb. 6 M.

Es war der Verfasserin lange ein Anliegen, das Gedächtnis an den genialen Menschen, leidenschaftlichen Patrioten und Musiker, Prinz Louis Ferdinand zu erneuern. Dieser Wunsch mußte um so stärker sein, als es eine, auf den erst in jüngster Zeit ganz erschlossenen Geschichtsquellen fußende, epische Darstellung seines Lebens bisher nicht gab. Sophie Hoechstetter ist eine vertraute Kennerin der alten Umwelt des Prinzen: Berlin, Bellevue, Friedrichsfelde, Jena, Saalfeld usw., sowie der an ihn überlieferten Erinnerungsstücke. Sie gibt in ihrem Louis Ferdinand-Roman ein wesentlich anderes gesellschaftliches Bild als in ihrer „Königin Luise". Der Prinz nahm lebhaftesten Anteil an dem geistigen Leben seiner Zeit, besuchte die literarischen Salons Berlins, und seine größte Verehrung galt Ludwig van Beethoven. In diesem Roman kommt auch das Menschliche besonders stark zu Wort. Komposition und Stil des Buches sind von hohem Rang, was nicht ausschließt, daß es sich um einen buntesten, spannendsten Roman handelt. Louis Ferdinand, der bei Saalfeld für den deutschen Gedanken fiel, war einer der anziehendsten Männer aller Zeiten, dem Egmont verwandt, liebenswert, schön, verwegen. Seine Kompositionen an Kammermusik gelten noch heute, und viele Leser wird gerade das Musikalische in diesem Roman anziehen. — Wie Sophie Hoechstetter Louis Ferdinands Doppelliebe zu Henriette Fromm und Pauline Wiesel in knappem, beseeltem Stil gerecht wird, und es zugleich versteht, Tiefen wie Höhen dieses problematischen Lebens zu einem wunderbar harmonischen Ganzen zu gestalten, das ist schlechthin meisterhaft.

Dieser temperamentvolle Roman von Tapferkeit, Liebe und leidenschaftlicher Jugend, ist jung und überlegen zugleich. Er endet in tiefen menschlichen Beziehungen und durchläuft, so könnte man sagen, eine Welt des Geistes und des Herzens.

Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Unter dem wechselnden Mond. Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts. 5. Band: **Winternot.** Von Mia Munier-Wroblewska. Heilbronn, Salzer. 288 S. 3.50, geb. 5 M.

In vier Bänden erzählte uns die Verfasserin das Schicksal der Familie Stahl und damit Geschichte und Schicksal der Deutschen im Baltenlande. Vornehme Herrenart, feine Kultur, gemütvolle Tradition, enge Verbundenheit der vielfach verwandten Pastoren- und Herrenhäuser, Licht und Schatten des stolzen Herrentums standen vor uns auf. Und nun kommt der furchtbare Zusammenbruch in Krieg und Revolution. Mit erschütternder Realistik wird in „Winternot" erzählt von den Schrecken des das „Gotteländchen" überflutenden Bolschewismus, des zermürbenden Kampfes zwischen Letten und Deutschen, des Zwiespalts in den Angehörigen beider Nationen. Die Frage nach Schuld und Versäumnis von Generationen her wirft ihren Schatten auf das vergehende tapfere Geschlecht. — Ein nächstes und letztes Buch soll „Osterwinde" heißen. So wird doch aus den Trümmern neues Leben erstehen? Dora Rade

So gehen sie hin. Ein Roman vom sterbenden Adel. Von Hanns Johst. München, Albert Langen 1900. 358 S. Geb. 8.50 M.

Ein Prinz verkauft, nachdem ein Teil seiner Möbel bereits gepfändet ist, sein Schloß, in dessen Park das Unkraut auf den Wegen wuchert. Seine Gemahlin schreibt vom Ausland, wohin sie gereist ist, erinnerungsvolle, gemüthafte Briefe. Ein Fürst verwickelt sich unschuldig-naiver Weise in Wechselgeschäfte und entgeht nur eben der Bestrafung. Seine Gattin erspart ihm aus Ehrfurcht vor seiner wahrhaft adligen, moralischen Gesinnung nach einer Pariser Reise die ihn wahrscheinlich zerrüttende Wirkung eines Bekenntnisses, indem sie in beabsichtigter vornehmer Weise auf dem Eise verunglückt. Die Baronin reist nach Chile ... die letzten Überlebenden zerstreuen sich in der Welt, nachdem die Inflation ihr Vermögen nahm, nachdem die Revolution ihre Traditionen wertlos machte, nachdem ihnen der Grund ihrer einsti-

*) Inzwischen ist das glückhafte Schiff zum vierten Male vom Stapel gelassen. 1931! Wieder 160 S. Wieder sehr reichhaltig Die obige verspätete Anzeige muß genügen. D H

gen Bedeutung, also die Basis ihres einstigen Lebens unter den Füßen weggezogen wurde. Was in Rußland gewaltsam geschah, indem man den Adel einfach hinmordete, geschieht durch die völlig veränderten Verhältnisse in Deutschland langsam, aber nicht weniger bestimmt und zielsicher. Ob die Menschen (dieses Kreises an einem See) Haltung und Gleichmut bewahren, ob auch ihr Untergang eine unaufhaltsame Folgerichtigkeit ist — eine Tragik ist er zweifellos, und daß Hanns Johst nicht urteilt, sondern darstellt, daß er objektiv bleibt und Verhältnisse der Wirklichkeit „bildet", das ist es, worin sein Buch bedeutsam ist und wodurch es außerhalb jeglicher parteilichen Beurteilung steht. Hier spielt sich menschliches Schicksal ab, dem Niemand, mag es auch in dieser oder jener, anzuerkennenden oder zu verurteilenden Form geschehen, sein Mitgefühl versagen kann. Erich Bockemühl

Der Knecht Jernej. Eine Auswahl. Von Ivan Cankar. Aus dem Slowenischen von Gusti Zirku. Wien-Leipzig, Niethammerverlag 1929. 286 S. Geb. 5.50 M.

Mit dieser Auswahl aus seinen Erzählungen wird der Slowene Ivan Cankar erstmalig den deutschen Lesern zugängig gemacht.

Die Slowenen sind das kleinste unter den südslawischen Völkern; mit ihrer unpathetischen Leidensgeschichte ist das Dichterwerk Cankars aufs innigste verbunden. Leben ist Fronen, Armut unentrinnbares Schicksal, nur einen einzigen Trost gewährt Gott gegen alle Härten des Lebens und der Menschenherzen: Sanftmut und Güte, die die Gnade der Einfältigen sind.

Das Werk Cankars ist, wie E. A. Rheinhardt einführend betont, außerordentlich umfangreich. Um dem deutschen Leser ein klares Bild seiner Art und seiner slowenischen Welt zu geben, hätte es nicht nur der Geschichte des Knechtes Jernej, dieses slowenischen Michael Kohlhaas, sondern einer ganzen Reihe der längeren Erzählungen Cankars bedurft. Aber die Auswahl ist glücklich. Die kleinen Prosastücke, die Erzählungen „Polikarp" und die „Näherin" geben viel von der Atmosphäre Cankars und lassen den Strom des Gesanges dieser ernsten, traurigen Stimme ahnen. Carl Jadziewski-Jask

Kodin. Von Panait Istrati. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1929. 212 S. 4, geb. 6 M.

Dieses Buch bildet einen Band der „Geschichten des Adrian Zograffi", von denen „Kyra Kyralina", „Onkel Angiel" und „Die Haiduken" bereits erschienen und hier besprochen sind. Während „Die Haiduken" nicht vollauf befriedigen konnten, bewährt Istrati in „Kodin" wieder sein schon in den früheren Bänden bewundertes Erzählertalent. Und zwar in einem besonders staunenswerten Maße. Menschen und Begebnisse ziehen in einfachen, klaren und plastischen Bildern vorüber; sie ergreifen auf das Tiefste und packen den Leser von der ersten bis zur letzten Seite. Istrati weiß das Leben selbst reden zu machen — und zwar auch hier wieder das uns fremdartige Leben des Balkans. Adrian erzählt Jugenderinnerungen von seinen drei großen Freunden, dem Onkel Dimi, dem Totschläger Kodin und dem Kuchenbäcker Kir Nikola. Alle Drei Männer aus dem Volk, sich mit der wirtschaftlichen Not und ihren Leidenschaften herumschlagend. Am engsten schließt sich Adrian an Kodin an, dessen „Kreuzbruder" er wird: Kodin, ein Mörder, ein Raufbold ohnegleichen, aber ebenso ein guter Mensch ohnegleichen, der ein fürchterliches Ende nimmt. Die Menschen, die Istrati schildert, sind weder reine Engel, noch reine Teufel; sie haben von beiden etwas: herzensgut bei erbarmungsloser Roheit. Wer ein fesselndes Buch voll gewaltiger vitaler Kraft lesen will, der greife neben den früheren Istrati-Büchern zum „Kodin". Georg Wünsch

Unmögliche Menschen. Roman von Béla Balazs. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1930. 447 S. 6.50, geb. 8.50 M.

In der Tat: es sind „unmögliche" Menschen, deren Schicksal der Dichter vor dem Auge des Lesers aufrollt. Es atmet ungarische Leidenschaft und Unberechenbarkeit; viel von Frauenliebe, befriedigter und unbefriedigter, hin und her, die Kreuz und Quer. Diese Menschen nehmen ihr Herz („Seele" sagt der Dichter) und seine Erregungen viel zu wichtig. Gleich zu Anfang brennt eine junge schöne Frau mit einem Musikprofessor zu Fuß und ohne Kamm und Zahnbürste durch. Durch Zufall finden sie Unterkunft in einem Schloß bei Menschen, von derselben Liebesleidenschaft geschüttelt. Sie nichtverstehen sich, trennen und finden sich nach allerlei Irrfahrten wieder. Wenn man das liest, frägt man sich: Wozu das alles? Der Dichter weiß, daß das unmögliche Menschen sind; da er sie aber durchaus ernst nimmt und mit Liebe schildert, merkt man es erst gegen Schluß des Buches, wo der Held und die Heldin den Weg aus ihrer Unmöglichkeit, d. h. aus ihrer „seelischen" Leidenschaftlichkeit herausfinden. Wie sie „durch Zufall" sich auf dem Weg der Flucht aus Ehe und Stellung gefunden hatten, so fanden sie sich nach Trennung und Irrfahrten „durch Zufall" wieder in der Arbeit an der revolutionären Arbeiter- und Bauernbewegung. Sie erkannten, daß es wichtigere Dinge gäbe als persönliche Liebesleidenschaften, nämlich ob die Massen Brot und ein menschenwürdiges Dasein hätten. In dieser Arbeit exponierten sie sich und wurden verhaftet. Mit der Nachricht von dieser den bürgerlichen Kreisen Budapests unverständlichen Verhaftung eines bekannten Musikprofessors und seiner Geliebten beginnt und schließt das Buch. Es wollte diese merkwürdige Tatsache begreiflich machen, indem es zeigte, wie diese Menschen von ihrer Unmöglichkeit zu ihrer Möglichkeit fanden, welche Möglichkeit aber für ihre bürgerliche Umgebung gerade eine Unmöglichkeit war.

Das Buch ist mit großer Leidenschaft und Glut geschrieben — ungarische Erotik. In der Linienführung nicht immer klar und manchmal ineinandergeschachtelt. Die Motive des Handelns sind (vielleicht nur uns Deutschen) nicht immer verständlich; es geht ein wenig „verrückt" zu. Hinter allem aber steht der Ernst der großen Zeitwende, die die Kriegsgeneration über sich ergehen lassen mußte. Georg Wünsch

August Weltumsegler. Roman. Von Knut Hamsun. Übersetzt von J. Sandmeier und S. Angermann. München, Albert Langen 1930. 391 S. 5.50, geb. 8 M.

In diesem köstlichen Buch begegnet er uns wieder, unser Freund, der „Landstreicher" und „Weltumsegler" August. Um zwanzig Jahre gealtert, mit wenig Haar auf dem Kopf, aber voll Tatkraft und altem Unternehmungsgeist kehrt er heim in die Bucht, um sie neu zu beleben. Was er in fremden Ländern an Sitten und Gebräuchen, an Handel und Wandel sah, versucht er zu verwerten, und es gelingt ihm zu Anfang auch, der Bucht einen neuen Aufschwung zu geben. Er ist der König und Retter der Buchtbewohner, der sagenumwobene Held und ihr Anführer. Gläubig folgen sie ihm auf seinen falschen Wegen. Bis eines Tages eine kleine Stadt entstanden ist — mit Posthaus und Bank und einer Heringsmehlfabrik, ohne Maschinen und ohne Schornstein. Aber beides braucht man nicht, denn es lassen sich keine Heringsschwärme mehr blicken. Nur das schöne große Gebäude steht und gereicht August zur Ehre. Aber es ist kein Land mehr da; Augusts schöne neue Häuser — bis vor kurzem die Freude und der Stolz der Bucht — haben es verbaut. Im Winter ist die Stadt ohne Nahrung. Hunger und Verzweiflung herrschen, und die Frauen werden „erweckt". Ezra, der letzte Bauer, der hartnäckig an seiner Scholle festgehalten hat und darum verspottet wurde, kann ihnen helfen. Aber nicht für lange, und schweren Herzens entschließen sich die hungernden Buchtbewohner zu Raub und Aufruhr. Es ist so rührend geschildert, wie diese guten und ehrlichen Menschen sich beraten und zusammenkommen, wie sie die Stunde der Tat verschlafen und wie sie mit Äxten an einer offenen Ladentür arbeiten, um zum Schluß mit einer Schale Milch befriedigt nach Hause zu ihren Frauen zu ziehen — daß man nicht weiß, soll man lächeln über so viel kindliche Langmut oder soll man traurig sein über die ungestillte Not dieser armen Menschen. So hält man es das ganze Buch hindurch: man schwankt zwischen Lächeln und Traurigsein, man erbaut sich an den wunderbaren Erzählungen des „Weltumseglers" und lacht seine gläubigen Zuhörer aus. Man lebt mit den Buchtbewohnern, man teilt ihre Sorgen und freut sich an ihren kleinen Freuden. Und wie August wieder davon geht, arm und allein, wie er kam, da fühlen auch wir eine Lücke und eine Leere, gleich den Bewohnern der Bucht, denn das Buch ist mit Augusts Fortgehen noch nicht ganz zu Ende. Das viele Geld, auf das er immer wartete, kommt aus dem Ausland; da können nun alle sehen, „daß es keine Lüge von August gewesen sei, wenn er sagte, er habe ausländische Geschäfte". Aber das Glück holt ihn nicht mehr ein. Er ist irgendwohin in die Welt gewandert, und Keiner weiß seinen Weg, denn der, der ihn hätte finden können, sein Freund Edvard, der „große Bruder" mit dem „inneren Übel", kommt auf der Suche nach ihm um. Und so bleibt August verschollen. Dieses Mal wahrscheinlich für immer, denn Hamsun wird ihn uns zu Liebe nicht noch einmal aus der Welt nach der kleinen Heimatbucht verschlagen, um uns ein Geschenk damit zu machen, wie er es jetzt tat, da er den „Landstreicher" noch einmal, und diesmal als „Weltumsegler" nach Hause kommen ließ. Detta Friedrich

Vor der Sintflut. Romantrilogie. Von Schalom Asch. Wien, Paul Zsolnay-Verlag 1930. Die 3 Bände je 4, geb. 7 M.

„Warschau" und „Moskau" sind die beiden letzten Bücher der Trilogie von Schalom Asch, die den symbolischen Namen: „Vor der Sintflut" trägt. An dieser Stelle wurde der erste Band, „Petersburg", schon eingehend besprochen. Ich will nur noch einmal kurz darauf zurückkommen: Mirkin, die tragende Figur der Trilogie, in Petersburg nach der Revolution von 1905, als Gehilfe eines jüdischen Rechtsanwalts, der sich der verfolgten Juden annimmt. Persönliche Konflikte, Trennung von seinem Vater, dem „reichen Mirkin", der Familie und seiner Kaste überhaupt. Er übersiedelt nach Warschau *).

Damit schließt der erste Band und beginnt der zweite. Mirkin kommt in das Haus des Lehrers Hurwitz und seiner Frau Rachel-Leje. Dort lernt er deren Töchter, Helene, seine spätere Frau, und Sascha, die spätere „Genossin Sonja" von Moskau kennen und wird in den Kreis der Hurwitz, der hauptsächlich aus jüdisch revolutionären Studenten besteht, aufgenommen. Er stellt sein Leben in den Dienst ihrer Sache, ohne dabei seine immer wieder dieser gegenüber auftauchenden Zweifel beschwichtigen zu können. So sagt er einmal zu seinen Freunden: „Was ist eigentlich Masse? Was ist dieser neue Abgott, den Ihr Euch geschaffen habt?

*) Vgl. 1930, 12, 606: „Petersburg". D H

Nichts anderes, als ein anonymer Zar mit tausend Köpfen..." Der jüngste Sohn der Hurwitz (der andere ist schon seit Jahren nach Sibirien verschickt) wird nach einer Mai-Demonstration erschossen. Kriegsgerüchte tauchen auf. Sie können keinen Schrecken für diese Menschen haben. Rachel-Leje, die ihren kleinen Sohn verlieren mußte, verteidigt den Krieg sogar: „Hat denn der Krieg erst jetzt begonnen? Er ist ja schon längst im Gang. In welcher Form er wütet, ist gleichgültig. Die Hauptsache ist, zu wissen, auf welcher Seite man steht." Und dann: „Blut fließt ohnedies. Bisher ist es im Verborgenen geflossen, ohne daß man es merkte; jetzt werden es alle sehen."

Wundervoll ist es, wie Schalom Asch die Zusammengehörigkeit dieser Menschen schildert; wie er sie gemeinsam hungern, frieren und kämpfen läßt; stets als eine Gemeinschaft, niemals allein und darum noch immer stark in ihrer Schwäche. Die Schilderung an seine eigenen ersten Hungertage erinnern in ihrer lebendigen Qual manchmal an Hamsuns „Hunger". In seiner Selbstbiographie „Rückblick" (in dem klug zusammengestellten und schön aufgemachten Almanach 1931 des Zsolnay-Verlages, das eine sehr brauchbare Übersicht über die Arbeit dieses fortschrittlichen, international zugeschnittenen Verlages gibt), schreibt er über „Warschau": „Das Heim meines Schwiegervaters werde ich nicht noch einmal beschreiben — ich habe es in meinem Roman ‚Warschau' ausführlich getan. Die vielen obdachlosen Studenten, die in diesem Hause ein Heim und in meiner Schwiegermutter eine Mutter fanden, können bezeugen, daß ich von der grenzenlosen Güte dieser Frau nicht zu viel, eher — aus familiärer Zurückhaltung — zu wenig gesagt habe." Die Liebe zu dieser seltenen und prachtvollen Frau, die große Zuneigung zu diesen unterdrückten Menschen überhaupt erwärmen und durchglühen das Buch auf wunderbare Weise. Man freut sich darauf, jenen vertraut gewordenen Menschen im dritten Band noch einmal zu begegnen.

Darum ist man ein wenig enttäuscht, daß dies zum großen Teil nicht zutrifft. Mirkin in Moskau während der letzten Zeit des Weltkrieges. „Was sind eigentlich Bolschewiken?", damit beginnt dieses Buch. Arbeiter und Bourgeois, Städter und Bauern, Intellektuelle und Soldaten fragen sich und ihre Führer das Gleiche: „Was sind Bolschewiken? Warum quält Ihr uns? Warum befehlt Ihr uns, zu schießen? Das wollen wir wissen! Für wen! Wofür?" Aber es wird ihnen kein klarer Bescheid. Will Schalom Asch keine klare Antwort geben? jetzt, da er es könnte, da dieser Zeitabschnitt sich längst verjährt hat und er schon von den Früchten der damaligen Oktobertage sprechen könnte? Lebt er und seine Familie deswegen in Amerika und ist darum sein Sohn Nathan ein amerikanischer Boy geworden, wie man aus seinen Büchern lesen kann*)? Ich weiß es nicht. Jedenfalls, Mirkin, der Idealist und Helfer aller Unterdrückten beginnt zu zweifeln: „Doch woran habe ich zu zweifeln begonnen? Am Ideal? Nein — nicht die Ideen sind gut oder schlecht, sondern der Mensch. Ich habe begonnen an den Methoden zu zweifeln." Er fühlt, oft noch unbewußt und manchmal über sich beschämt, das „Rassegefühl" in sich erwachen. Von seinen Genossen geschmäht und als Bourgeois verkannt, bricht er in den verzweifelten Ruf aus: „Ich habe auch am Oktober teilgenommen, ich auch! Auf dem Dach des großen Theaters dort drüben! ..." Er erkennt seine Feigheit, nicht länger kämpfen zu wollen, und sie macht ihn glücklich. Sie bedeutet ihm Rückkehr zum Menschen. — Bei seinem Vater, dem „verbissenen" Bourgeois, findet er während seiner Krankheit, verlassen von seinen Genossen, selbst von seiner Schwägerin Sascha verleugnet, Trost und Hilfe. Er selbst darf wieder genesen; sein Vater wird unschuldig als Saboteur erschossen. Mirkin gelingt es, mit anderen Flüchtlingen über die Grenze zu kommen. In Warschau findet er das Lehrerhaus verödet: Rachel-Leje ist tot. Der alte Hurwitz sagt ihm: „Wir haben uns alles ganz anders vorgestellt." „Was, die russische Revolution?" „Nicht bloß die russische Revolution — alles! ..." Helene, seine Braut, ist gealtert und müde geworden. „Während ich über Dächer gesprungen bin, hat sie sich hier Tag um Tag tropfenweise ausgegeben" muß er denken, als er sie wiedersieht. — Es wird schwer für ihn sein, neu zu beginnen; aber daß er es wenigstens versuchen will, damit schließt das Buch, und es bedeutet uns, daß dieser Mensch Mirkin nicht nur sein Leben aus diesem Chaos, sondern auch seine Ideale und seine Menschenliebe in ein anderes Land mit hinübergerettet hat.

Detta Friedrich

Zodiak. Roman von Walther Eidlitz. Wien, Paul Zsolnay 1930. 384 S. 4.80, geb. 7.50 M.

Dieser Roman „Zodiak" ist um Maschinen, für Maschinen geschrieben. Er besingt sie in allen Tonarten: laut und leise, sanft und begeistert, in Dur und in Moll. Im übrigen ist „Zodiak" die Lebensgeschichte Gambos, des anatolischen Flüchtlings, dieses hellen, schnell zupackenden und überraschend schnell begreifenden Jungen, der aus Anatolien von den Türken mit seinen griechischen Dorfgenossen ausgewiesen wird und mit ihnen nach Athen wandert, um „die Maschinen kennen zu lernen". Und mit eisernem Fleiß lernt er, und allmählich, mit allen möglichen Hemmnissen kämpfend, klimmt er auf der sozialen Stufenleiter höher, bis er eines Tages mit „Zodiak", dem sowjet-russischen Propagandaflugzeug, nach Westen, nach Amerika fliegt. Über New York verläßt er mit dem Fallschirm das Flugzeug und wird durch die kurz darauf erfolgende Explosion eben dieses Flugzeugs auf die Erde geschleudert. Solange Gambo im Krankenhaus liegt, ist es gut. Was aber wird aus ihm, wenn er, der kein Einreisevisum besitzt, es verläßt? Eidlitz läßt ihn im Krankenhaus im Gipsverband die ersten Schritte in Amerika tun, und damit verläßt er ihn. Zwar fesselt uns Gambos Werdegang, zwar ist es interessant, die eingehend liebevollen und sicherlich sachverständigen Schilderungen über die Maschinen zu lesen, aber unbefriedigt blieben wir doch: was wird aus Gambo?

Amelie Kaufmann

Der Eremit. Von Ebba Pauli. Heppenheim, Neu-Sonnefelder Jugend. Zweiter Band. 180 S. 3.90 M.

Der Eremit, in der Stille seiner Bergklause gereift und Lust und Leid der Menschen von höherer Warte aus betrachtend, ist, geliebt und verehrt, Seelsorger der nahen Dorfbewohner. Ihm bringen sie ihre Sorgen und Klagen, ihre Schuld und ihr Sehnen. Er weist ihnen den Weg vorwärts, verlegt schlicht und eindringlich ihre Nöte vom äußeren Geschehen weg in ihr eigenes Inneres. Ein frommes, schönes Buch, aus dem Schwedischen übertragen. Der Verlag hat einen Abschnitt als Sonderdruck herausgegeben: **Der Holzhauer.** 30 S. 80 Pfg.

Dora Rade

Reinhart und Benigna. Von Fritz Karl Weber. München, Beck. 300 S. 4, geb. 6.50 M.

Der dritte Band der Lebensgeschichte „Reinharts des Stammlers" wird Vielen eine willkommene Weihnachtsgabe sein. Erzählt der erste Band von tapferer Kindheit, der zweite „Reinhart und seine Helfer" vom Werden und Wachsen des Jünglings, so läßt dieser dritte das Mannesreifen Reinharts miterleben. Neben ihn tritt in rührender Zartheit und Feine die Gestalt seiner Braut Benigna, ihr opfervoller Dienst an den verarmten, altem Geschlecht angehörenden Eltern, ihr von schleichender Krankheit getrübtes kurzes Eheglück, ihr ergreifendes Sterben.

Alle drei echte Familienbücher in ihrer wahrhaftigen gesunden Art, die gern gelesen werden und auch Eltern und Erziehern manchen Wink geben können.

Dora Rade

Geschichten von gestern und heute von mir und dir. Von Anna Schieber. Heilbronn, Salzer. 286 S. 3.80; geb. 5.50 M.

25 Geschichten des Alltags, aus denen die Erzählerin, wie sie es so gut versteht, den tieferen Sinn herausholt und das innere Licht leuchten läßt.

Dora Rade

Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen. Von Walter Lietzmann. Breslau, Ferdinand Hirt 1930. 4. Aufl. 308 S. 203 Fig. 20 Tafeln. Geb. 9.50 M.

Mathematik und bildende Kunst. Von Walter Lietzmann. Breslau, Ferdinand Hirt 1930. 150 S. 131 Abb. Geb. 6.80 M.

Wer sich ein schwaches Fünkchen Interesse an mathematischen Überlegungen, geometrischen Figuren und Zahlen aus der Schule herübergerettet hat, der greife zu Lietzmann „Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen". Jede Furcht vor den Schwierigkeiten der Mathematik, die uns die mathematischen Fachwerke ohne großes Rüstzeug so unzugänglich machen, darf hier fortfallen, denn Lietzmann setzt praktisch nichts voraus. Aber er wird deswegen doch nicht flach und banal, nein, er leitet uns an sicherer Hand zu den ernstesten und tiefsten Problemen, die sonst nur der Fachwissenschaftler kennt und bearbeitet. Mit einem bewunderungswürdigen Geschick weiß er die Rosinen und Knackmandeln aus dem Kuchen der Mathematik herauszuklauben und zu einem gut verdaulichen „Studentenfutter" zusammenzustellen. Es ist eine Freude, mit Lietzmann zu arbeiten; man nimmt dabei als erfrischendes und notwendiges Übel die vielen Witze mit in Kauf, die er einstreut, zumal auch die „ganz faulen", denn man merkt, daß man auch durch sie hindurch auf einen tiefernsten Hintergrund blickt, in dem die Edelsten der Menschheit, durch die Jahrtausende verbunden, sich um die Lösung letzter Probleme mühen. Der eigentliche Zweck des Buches besteht in der Belebung des mathematischen Unterrichtes durch gelegentliche Einfügung von „Unterhaltungsmathematik". Es wendet sich also in erster Linie an den Mathematiklehrer, dem es eine unerschöpfliche Fundgrube bedeutet. Darüber hinaus bietet es aber jedem ernsten Menschen, der Sinn für Humor hat, eine Quelle überraschender und heiterer Anregung.

Hat man Lietzmann einmal von dieser Seite kennen gelernt, so wird man mit Spannung ein Buch von ihm über die Mathematik in der Kunst zur Hand nehmen. Es ist wieder vornehmlich für den Schulgebrauch bestimmt und gibt den erweiterten Inhalt von Vorträgen wieder, die Lietzmann vor Studenten über diesen Gegenstand gehalten hat. Auch hier überrascht die Fülle des Dargebotenen und die Flüssigkeit des Stils. — Jeder, der Gebäude, Plastiken und Gemälde nicht ohne Gedanken an ihren inneren Aufbau ansehen möchte, wird hier wertvolle Fingerzeige finden.

Martin Leo

Eines Wikings Heldenfahrt. Ein Lachsroman. Von Svend Fleuron. Jena, E. Diederichs 1900. 3, geb. 5 M.

Ein ganz prächtiges Buch des bekannten Künstlers, der sich als Meister der tierpsychologischen Erzählung bewiesen hat und

*) Vgl. 1030, 20, 978.

immer neue Wege findet, das reiche Leben der Natur in formvollendeter Weise wiederzugeben. Diesmal ist es ein — Lachs, dessen Lebensgang er schildert, so farbenreich und so anmutig, daß es ein Genuß ist, das Buch durchzulesen. Ich mache mir sonst nicht viel aus Tiererzählungen, aber dieses Buch habe ich mit heller Freude gelesen. Die Schilderungskunst darin ist bewundernswert. Artur Neuberg

Die Katzenburg. Eine Märchengeschichte. Von Wilhelm Matthiessen. Freiburg i. Br., Herder 1928. 262 S. Bilder. Geb. 4.40 M.

In was für einer lieben Gesellschaft ist man hier! Es wird einem heimatlich wie in einem echten alten Märchen unter diesen vielen Wesen im tiefen, wilden Wald am Rhein. Wie gar der Dichter, der davon erzählt, die kleinen Kinder zwischen acht und elf Jahren kennen muß, merkt man daran, daß man beim Lesen immerfort Stimmchen zu hören meint, die hineinfragen oder lachen. Dieses echte Kinderbuch gibt viel Spaß und Spannung, aber auch noch mehr — wiederum wie ein altes Märchen: hinter bunten Bildern verborgen, so wie kleine Zuhörer es nur zu fassen vermögen, ein Stück große Wahrheit. Um die guten und die schlimmen Zauberer, die Roggenkule und Böhmänner, das Tannenmütterchen und das Glasmännlein, die Haus- und Gartenkobolde — den Dichter Kabeuschen und die vier Katzen, die im Wald abenteuern, wie um den guten Einsiedler, der noch im Tode lächelt, weil die hungrigen Rehe die Körner aus dem Ährenkranz auf seinem Grab fressen werden — um sie alle ist die Welt Gottes, und sie sind alle selbstverständlich Sein — des „großen Herrn über den Sternen". Julie Schlosser

Friedel. Ein kurzes junges Leben. Von Ingeborg Magnussen. Freiburg i. Br., Herder 1928. 88 S. 2.60 M.

In diesem sehr anspruchslosen kleinen Buch erzählt eine alte Frau in großer Liebe von ihrem Bruder, der mit 20 Jahren starb. „Ein kleiner Heiliger vor Gott, wenn auch nicht vor der Kirche" hat ihn Jemand genannt. Aus einem süßen Kind ist ohne Konflikt oder Problem gleich der „Heilige" geworden, die „jungfräuliche Seele". Moderne Menschen mutet diese Entwicklung fremd und seltsam an; aber es gab sie wohl zu allen Zeiten hier und da, unabhängig von der Zeit. Wie bei dem Heiligen der Legende wiederholt sich bei diesem Knaben sogar die mystische Beziehung zur Kreatur. Man kann in tiefes Sinnen versinken über den ersten Satz, den der Dreijährige gesprochen hat, darin steckt „in nuce" alle Philosophie und Ethik: „Gudes Tier kann lopen", sagte er, als er einer einsamen Winterfliege am Fenster mit bewundernden Fingern folgte. „Mit seiner kleinen, runden, freundlichen Hand nahm er von Büschen und Brombeerranken Käfer, Bienen, Schmetterlinge und Libellen und setzte sie auf die Brust seines gestrickten Wämsleins. Da blieben sie alle zufrieden sitzen." Später trug er eine kranke Schwalbe „wie ein ausgespanntes Kreuz auf seiner Brust im Sonnenschein spazieren" — und ging wohl durch den Garten mit einem blühenden Zweig, auf dem acht junge zwitschernde Finken saßen. „Sein Entsetzen, wenn er Tiere leiden oder gar gequält werden sah, war unbeschreiblich und brach so gewaltsam und packend hervor, daß man meinte, erst heute sei die Sprache erfunden."

Warum war Friedel so ganz Liebe, und warum wußte er immer, was Menschen und Tiere brauchten, und wußte es einem jeden zu geben? Oft ungeschickt und ganz im Persönlichen bleibend versucht Ingeborg Magnussen darauf zu antworten, und die Antwort geht einem trotzdem zu Herzen: weil sein Herz nicht durch sich selbst erfüllt und verdunkelt, sondern „rein" war, das heißt: offen, zu schauen. Julie Schlosser

Madumas Vater. Von Balder Olden. Berlin, Universitas-Verlag 1928. 176 S. Bilder. 3, geb. 4.80 M.

Wenn Jemand Knaben zu einer kraftvollen Friedensgesinnung und nicht mehr von klein auf „zum Soldaten" erziehen will, ist seine allergrößte Schwierigkeit die, den elementaren Trieb zum Kampf, die Freude am Abenteuer und am fremden und eigenen Heldentum nicht zu dämpfen, sondern richtig zu lenken. Um alles in der Welt dürfte dies nicht geschwächt werden! Aber welche Ziele und welche Betätigungsmöglichkeit man ihm in der Phantasie, im Spiel und im täglichen Leben geben soll, ist die große Frage. Macht man es falsch, so hat man der Sache geschadet und der Friedensbewegung die Kräfte genommen, von denen sie leben soll. — Weil Bücher junge Seelen sehr stark mit bilden, hängt viel davon ab, daß man sie zu Bundesgenossen hat. Aber es gibt ja so wenige, die Kämpfer erziehen helfen könnten und nicht Zerstörer und Gewalttätige.

Dies Buch von Balder Olden nun, das tut es! Darum kann es viel bedeuten. Es ist die Geschichte eines dreizehnjährigen Jungen, der mit einem kleinen Negerfreund allein einen tapferen und lebensgefährlichen Zug durch die afrikanische Steppe macht, um den Bruder seiner Mutter, der kleinen halbwilden Maduma Vater, zu suchen. Wie alle Bücher von „drüben" ist es voll heißer Liebe zu Afrika, — aber anders als die meisten ganz ohne Waffengreuel und ohne jede Spur von europäischem Dünkel. Alle Jungen zwischen 12 und 17 sollten es besitzen; atemlos gespannt werden sie es lesen, und die Erwachsenen mit.

Julie Schlosser

Naturidyllen. Von E. Dennert. Mit 8 Bildern von G. Kunze. Leipzig, Adolf Klein 1930. 96 S. Großquart. Geb. 3 M.

Erwachsene und Jugendliche werden sich gleicherweise an diesen aus kindlicher Einfalt und nicht weniger fachmännischer Wissenschaftlichkeit entstandenen Naturidyllen erfreuen — an dem Lied vom Kommen und Gehen, den Insektenabenteuern der Salbeiblüte, an Gräsleins Traum und dem lieblichen Erlebnis des Veilchens. ... Gleichnisse des Lebens sind diese Gestaltungen, bescheiden und fromm in ihrer lebensgläubigen Innigkeit. Nur wäre es zu begrüßen, wenn bei einer neuen Auflage größerer Wert auf die ganzseitigen Bilder gelegt würde, die dem Text in künstlerischer Hinsicht nicht angemessen sind. Erich Bockemühl

Dämmerndes Reich. Gedichte. Geb. 2.50 M. — **Die Stufe Welt.** Terzinen. Geb. 2 M. — **Gesichte im Abend.** Geb. 3 M. — Von Hans Boeglin. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung 1828.

Einen Unbekannten, der wirklich etwas zu sagen weiß, Anderen zu zeigen ist immer eine Freude. Vor mir liegen drei Bändchen in Quartformat, geschmackvoll gedruckt und gebunden. Der Verfasser spricht zu uns als religiöser, als christlicher Dichter, als einer, der von Welt und Leben künden muß: in Gedichten, die ein Bohren und Graben in Weltanschauungsfragen zur Voraussetzung haben (Dämmerndes Reich), die von mystischem Verstehen her Evangelium, Verkündigung des „Wortes" bringen (Die Stufe Welt) und in klingenden Worten kleiner Erzählungen, die manches vielleicht begreifen lehren, was wir in den Gedichten ahnen (Gesichte im Abend). Daß Stefan George und sein Kreis auf Hans Boeglin (Pseudonym) Einfluß gehabt haben, ist deutlich. Unverkennbar ist aber auch, wie er neben dem Meister eigene Wege geht. Ein wenig mehr Licht, ein wenig mehr Freude wünschte man dem Dichter, ein wenig mehr Erdennähe. Manchmal bleibt doch sein Bilderreichtum farblos, manchmal dringt man durch die Worte nicht durch zur vollen, blutwarmen Lebendigkeit. Aber oft ist gerade in der streng gemeißelten Form ein tiefer Reichtum verborgen und wird wach und lebenswarm, je mehr wir selbst uns die Form zu eigen machen. — Uns scheint Hans Boeglin vor allem als religiöser Dichter des Aufmerkens wert. Seine Form ist wie ein romanisches Bauwerk, herb, wuchtig, auch bei weltlichem Inhalt notwendig sakral, denn der Inhalt seiner Dichtung — ist das geheime Wissen, das schauervolle Wissen um den Ungesehenen, Unsichtbaren, der die Welt hält, der in keinem Bild, in keinem Wort gefaßt werden kann, der aber im „Wort" sich uns naht.

Wir glauben schon Dich völlig zu besitzen
Wenn nur Dein bild im schwarzen seegrund ruht
Und eines tropfens aufgeschrecktes blitzen
Gibt unsern blöden augen neue glut.

Dann aber:

Ihr könnt auf keine art Mich sonst besitzen:
Ich bin im Worte euch das sakrament.
Hört auf in erdenstoff Mein bild zu ritzen!
Ist er es nicht der Mich am nächsten kennt?
Wie stünde er wenn er nicht stets Mich hörte?
Nur euer wille ist von Mir getrennt....

Es bricht etwas durch in dieser Dichtung, daß man versteht: „Wort" ist nichts Menschliches, Wort ist Göttliches, Wort ist sinnliches Zeichen, ist Klang und Welle von jenseitigen Grenzen. Und darum:

Nur wer im Worte wohnte darf es künden.

Anne Marie Heiler

Der Vorhof und das Heilige. Ausgewählte Gedichte. Von Ernst Walter Schmidt. Nürnberg, Sebald-Verlag. 118 S. Geb. 4.50, auch 10 M.

Das Ganze ein Lied von Welt und Gott. Erlauscht aus tiefsten, innersten Quellen, geschöpft aus gottiefen Brunnen, gereicht in edelster Form. Lieder einfach, schön von Wanderschaft, Heimat, Natur, Lieben und Leiden. Ein Weg zu einem verlorenen Land. Gottes Stürme hört man wehen. Gottes Schönheit leuchtet wunderbar auf, auch aus Dunkelheiten.

Die uralte Frage an Gott, den Unerklärlichen:

Du bist uns nah und doch ferne,
In uns und über der Zeit,
Über uns leuchtende Sterne,
In uns die Ewigkeit.

Wer kann dies Wunder künden,
Unerklärlicher Du!
Wer wird Dich je ergründen,
Ewiger Sturm, ew'ge Ruh.

Wie von den Lippen des Heiligen von Assisi kommt es:

Ein frohes Leuchten ohne Ende
Mir helle in die Seele scheint:
Ich spüre unsichtbare Hände:
Alles wird Bruder mir und Freund!

Die Sprache ist nicht neu. Hier klingt sie wie Volkslied, wie Eichendorff:

Nun ist sie längst gestorben,
Das Herze ward alt und kalt,
Die Rosen sind verdorben,
Schnee fällt in den Winterwald.

Das ist die Sprache unseres Herzens, die wir verstehen, die an unser Inneres rührt. Diesem Dichter glauben wir seine Berufung. Wir bestätigen sie ihm. Paul Seß

Das Mutterbuch. Eine Ernte deutscher Dichtung. Von Wilhelm Bachmann und Carl Hanns Erkelenz. Cleve und Duisburg, Deutscher Brücke-Verlag 1930. 190 S. 3 M.

Muttergedichte in sorgfältiger Auswahl aus der älteren wie allerjüngsten deutschen Dichtung. Solch ein Buch kann nicht vollständig sein — es wird sich, wie die Verfasser selbst sagen, erst durch die Auflagen hin zu seiner eigentlichen Form entwickeln ... aber nichtsdestoweniger: ob es wohl hier und da zu ergänzen ist, es ist dennoch darin erfüllt, daß es Verehrung und Heiligung der Mutter in der deutschen Dichtung dartut, daß eben das Bild der Mutter, so, wie es in Dürers bekannter Zeichnung, die dem Buche vorangesetzt ist, sichtbar wird, und wenig anders in den Versen und Prosastücken hervortritt. Und ferner wird die Einteilung des Buches in die Abschnitte „Aufgang", „Mittag", „Abend", „Scheiden", „Vermächtnis" manchem das Lesen im Zusammenhang erleichtern, wie überhaupt die ganze Anordnung, die Verteilung von Lyrik und epischer Prosa, recht glücklich zu nennen ist.

Ich habe mich des Buches von Herzen gefreut — die Herausgeber haben ihre Arbeit sehr ernst genommen, und mir ist kein gleichwertiges Mutter-Buch dieser Art bekannt.

Erich Bockemühl

Mitte des Lebens. Geistliche Gedichte. Von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig, Inselverlag 1930. 141 S. 5 M.

„... denn er ist mir nun wirklich viel", hat Rilke von ihm gesagt, „und er hat vielleicht dieselbe Sehnsucht (nach dem Äußersten und Großen) wie ich ..." und Schröders Buch gehört eben zu denen, von denen nicht leicht etwas zu sagen ist, weil die Gestaltungen inhaltlich gar nicht umgrenzt werden können, ohne daß man ihnen Schaden tut. „Ein jeder Ort ruht selig in der Himmel Mitten ..." und ausgeglichen schwebend ist diese tiefe, lebensfromme Lyrik, die wohl leise ist in ihrem Klang, aber nicht minder volltönig und bei aller Verhaltenheit in Farben reich, die sich bei längerem Schauen immer schöner und herrlicher verdeutlichen. Religion, die sich selber singt, Worte mit und zu Gott, die wie ein Wiederhall aus der Unendlichkeit klingen und Wissen und Weisheit, die Beanadung sind, und wenn auch menschliche, so doch eben in ihrer Beglückung himmlische Offenbarung.

Erich Bockemühl

Ein neu Gespiel. Fränkische Liedstimmen der Gegenwart. Vereinigt von Karl Kelber und Karl Burkert. Leipzig, Adolf Klein 1930. 342 S. Geb. 7 M.

Wenn man auch von literarischen Gesichtspunkten aus einige wesentliche fränkische Dichter vermißt, zu ihren Gunsten das eine oder andere des Buches entbehren könnte, so hindert das nicht daran, es ganz ernstlich allen denen zu empfehlen, die etwas für ihre besinnlichen Stunden suchen oder gemüthaften Menschen eine gute und tiefe Freude bereiten wollen. Gedichte einer weltfrommen Beglückung, zumeist aus Wald- und Wiesenland gewachsen, ohne Parfum und Schminke unserer Zeit, aber herb im Duft der Ackererde.

Erich Bockemühl

Auf den Spuren eines deutschen Künstlers. Eine Wegstunde mit D. Rudolf Schäfer. Von M. Feesche. Hannover, Feesche. 1.80 M.

34 Bilder von Rudolf Schäfer mit begleitenden Versen der feinsinnigen Dichterin.

Geh aus, mein Herz, und suche Freud! Paul Gerhardts Sommerlied in Bildern. Von Karl Kühnle. Neumünster, Christophorus-Verlag. Quart.

Sehr hübsche Radierungen (10) geleiten das Lied. Dora Rade

Kleine Taschenpartituren von Bachs Kantaten. Leipzig, Ernst Eulenburg. Je um 1 M.

„Wie schön leuchtet der Morgenstern", „Jesus schläft", „O ewiges Feuer", „Ich bin ein guter Hirte", „Widerstehet doch der Sünde" zu dem erstaunlich geringen Preis von durchschnittlich einer Mark bringt der Verlag Eulenburg auf den Markt, dazu in gleichem handlichen Format die Partitur von Haydns „Schöpfung". Man kann nur immer wieder mit ganz besonderer Empfehlung auf diese Art Quellen zu eindringendem Werkstudium hinweisen, zumal knappe, vortreffliche Einführungen die Einstellung des Partiturlesers erleichtern.

Hermann Stephani

Volksliederbuch für die Jugend. Leipzig, C. F. Peters.

Nachdem die Volksliederbücher für gemischten Chor und für Männerchor in mehr als einer Million Exemplaren Verbreitung gefunden haben, ist auf Veranlassung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine jahrelang vorbereitete Sammlung erschienen, die sich das Ziel steckt, einen Mittelpunkt für das Musikleben unserer Jugend zu bilden und ihr ein Lebensbuch zu werden. Für 1, 2, 3, 4 Stimmen wird hier eine außerordentliche Fülle von Sätzen dargeboten; allzu großen technischen Schwierigkeiten, allzu weiten Stimmlagen wird aus dem Wege gegangen, von Fall zu Fall werden auch allerlei Instrumentalstimmen herangezogen. Die Mehrzahl der etwa 800 Stücke ist von Musikern unserer Tage neu gesetzt worden, die Zahl der Fehlbearbeitungen hat sich gegenüber den früheren Ausgaben verringert, und vielfach sind recht glückliche Gebilde zustande gekommen. Die stilistischen Möglichkeiten fast eines halben Jahrtausends werden hier nutzbar gemacht, und so ist der musikalische Zeithorizont für die jugendlichen Sangesfreunde von vornherein erfreulich weit gespannt. Den Verlag dieser sehr dankenswerten Sammlung, die in einer größeren Anzahl einzelner Hefte vorliegt, hat C. F. Peters übernommen.

Hermann Stephani

Alte und neue Weihnachtslieder für Schule und Haus. Gesammelt von Caroline Wichern. Textausgabe. 213.—222. Tausend. 56 Lieder mit Noten und Text. 50 Pfg.

Klavierausgabe von Elisabeth Friedrichs. 11.—15. Tausend. 2.40, geb. 3.20 M. Potsdam, Stiftungsverlag.

Die aus dem Rauhen Haus hervorgegangene Sammlung von Weihnachtsliedern, ohne die wir uns Advent nicht mehr denken können, neu bearbeitet und in neuem Verlag. Besonders zu begrüßen ist, daß Textausgabe und Klavierausgabe aufeinander verweisen und sich in der Auswahl decken, was früher nicht der Fall war.

Dora Rade

Jugendromane

Wenn es sich ein Verlag angelegen sein läßt, die Lücke zwischen Jugend- und Erwachsenenliteratur durch gute Bücher zu schließen, so ist das freudig zu begrüßen. Es handelt sich also um die Lebenszeit, da es der junge Mensch ablehnt, als Jugendlicher oder Jugendliche besonders behandelt zu werden, und da doch die Entwicklung zum Erwachsenen noch nicht abgeschlossen ist und also die Erlebnisse und Erfahrungen für das völlige Verstehen und das dauernde Interesse der allgemeinen Literatur noch fehlen; die Zeit, in der jeder Mensch mehr als je geneigt ist, sich allem Geistigen ab- und der vitalen Seite des Lebens zuzuwenden. Schon im vergangenen Jahre und auch früher erschienen im Verlage Schaffstein in Köln Bücher der gewünschten Art. Und es ist zunächst Bertha Holst, die nach der Darstellung eines Mädchenlebens, „Vibe" heißt der Roman, einen neuen folgen läßt: **Jugendlieben,** in dem es sich um zwei Knaben und Mädchen, zwei Jünglinge und Jungfrauen und zuletzt um zwei Ehepaare handelt, die das Leben hin- und hergeworfen und doch wieder trotz vieler Hindernisse zusammengeführt und glücklich gemacht hat. Frohe, gesunde Jugend ist gestaltet, ihr Streben, ihre Rücksichtslosigkeit, vor allem ihre innerste Problematik, ihre Sehnsucht — aber auch ihre Behauptung im beruflichen und praktischen Leben. Derselbe frische Zug ist zu spüren in Lars Hansens **Kampf ums Leben,** in dem er, was Darstellung der Abenteuerlichkeit und der Erlebnisse eines im Packeis eingefrorenen Schiffes und des heroisch-schweigsamen Leidens seiner Mannschaft anbetrifft, nicht hinter seinem „Tromsöer Seeteufel" zurückbleibt. Und um gleich Peter Tuteins **Ein Mann zuviel** zu nennen — beide Bücher (das letztere spielt auch im Polareis des Nordens und bezieht sich auf einen jungen Menschen, der seine Geliebte verlor und den das Schicksal zum Mörder, bezw. Rächer und Selbstmörder macht, der des Lesers ganzes Interesse bis zum Schluß behält), beide Bücher leisten in der Darstellung der Natur und des äußeren Lebens ganz Besonderes. Sie sind beide tief erlebt, und vor allem das zweite ist bedeutend in seiner seelischen Problematik und innerlichsten Motivierung.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß sie psychologisch insofern wertvoll sind, als sie tatsächlich dem Lebensalter, das abenteuerlich wie auch erotisch interessiert ist, entgegenkommen, aber in ihrer ganzen Struktur das Triebhafte vergeistigen und also den Leser oder die Leserin nicht beengen oder bedrücken, sondern in jeglicher Hinsicht befreien. Daß die Bücher nicht für ein Lebensalter geschrieben sind, sondern sich zufällig in dieser besonderen Weise eignen, mag die letzte und beste Empfehlung für sie sein.

Erich Bockemühl

Sagen und Märchen. Von Josepha Kraiger-Porges. Leipzig, Grethlein u. Co. 1900. 270 S. Geb. 7.50 M.

Sagen und Märchen, die wie alle im Volke wurzelnden Gestaltungen wahr sind in jeder und also auch in dieser Zeit. Nur — so sagt die alte Margret — haben diese Wahrheiten zu allen Zeiten andere Gesichter. Wahr sind diese wunderbar zarten, innigen, zu einem großen Teil mütterlichen Geschichten in der Tatsache, daß sie eine Mensch, Tier und alle Natur liebende, einfache und ihrer Schlichtheit unendlich reich erlebende Seele erzählte. Wahr sind sie ferner — ob es sich um Erinnerungen aus der Heidenzeit, um die Völkerwanderungssage oder um seltsames mystisches Naturgeschehen handelt — weil immer wieder aus der Voraussetzung eigenen Menschtums das Menschtum natur-göttlichen Wesens gestaltet ist. Und schön und herzlich sind sie in den zarten, feinen einzelhaften Beobachtungen dichterischer Intentionen.

Über ihnen allen aber könnte das Wort „Liebe" geschrieben stehen. „Die Mutter (das Mütterliche) ist das Sinnbild der Ewigkeit!"

Erich Bockemühl

Michel Arpad und sein Kind. Ein Kinderschicksal auf der Landstraße von Jo Mihaly. Stuttgart, Gundert. 160 S. Geb. 4 M.

Eine Erzählung für ältere Kinder und für Erwachsene voll feiner Schönheit und stiller Melancholie. Ein umherziehender Zigeuner holt aus Heimweh sein kleines mutterloses Mädchen aus guter Pflegestelle weg und läßt es mit sich wandern durch Frankreich nach Deutschland bis Wien, durch alle Mühen und Entbehrungen solchen Wanderlebens. Aus diesem Erleben heraus wächst das Kind zu Selbständigkeit und Reife, erkennt seine Künstlerschaft als Tänzerin, so daß es seinen Weg finden wird, nachdem der Vater sterbend von ihm gegangen ist.

D R

Aus dem Verlag Der Eiserne Hammer Königstein, Langewiesche:
Deutsche Meeresküsten. Wunderschöne Meer- und Küstenaufnahmen. 48 Bilder. 1.20 M.
Deutsche Alpen. Desgleichen.
Haushalten. Klara Neundörfer. Ein Brevier für uns Hausfrauen. In Wort und Bild eine Vertiefung und Erhöhung des Hausfrauseins. 1.20 M.

Aus dem Verlag Königstein, Langewiesche: **Die blauen Bücher: Die deutsche Wohnung der Gegenwart.** Von Walter Müller-Wulckow. 126 Bilder edler Raumkunst mit Einführung in das Umdenken der Raumgestaltung. — **Blüte und Frucht im Leben der Bäume.** Von Karl Otto Bartels. Ein Blick in die Wunder der Natur, wie ihn schon der Band „Wilde Blumen der deutschen Flora" bot. Schade, daß die schönen Aufnahmen in beiden Bänden nicht bunt sein können. Aber auch so werden sie den Blick und das Verständnis schärfen für den nimmermüden Reichtum der Natur. Eine gute Einführung hilft dazu. Je 3.30 M. D R

Die Geschichte von Otto. Von Käthe Hirsch. — **Der Rosenbub.** Von Maria Baßer. — **Ein Tag aus Bimberland.** Von Anna Schieber. (Das 29., 30. und 31. Bändchen der Sammlung „Sonne und Regen im Kinderland".) Stuttgart, D. Gundert. Je 85 Pfg.
Gute Kindergeschichten mit fröhlichen Bildern. Man lasse sich ein Verzeichnis der ganzen Sammlung kommen. D R

Schneewittchen bei den sieben Zwergen. In 17 Tuschezeichnungen, erzählt von Wilhelm Steinhausen. Berlin, Eckart-Verlag. 3 M.
Dies köstliche Bilderbuch, vor zwei Jahren vom Steinhausen-Archiv in Frankfurt herausgegeben, ist nun durch den Eckart-Verlag der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Seinen Kindern hat Steinhausen diese Bilder abends bei der Lampe gezeichnet, und nun geben diese Kinder sie weiter, damit noch viele sich daran freuen. D R

Weißt du, wieviel Sternlein stehen? Fünfzig Kinderandachten von Rita von Gaudecker. 104 S. 2 M.
Kurz, praktisch, kindernah, gewiß vielen Müttern willkommen.
Altes und Neues vom Christkind. Von Johannes Lortzing. Paderborn, Schöningh. 160 S. 1.80, geb. 2.50 M.
Andächtige Betrachtungen über das Christkind. Für uns interessant, weil ausgesprochen katholisch. D R

Vom Heilandskind. Ein Büchlein mit Bildern und Geschichten vom Jesuskind. Von Johannes Wechtlin. 32 S. 31 klassische Bilder. Potsdam, Stiftungsverlag. 40 Pfg.
Sehr geeignet zur Verteilung in Kinder-Weihnachtsfeiern.
Dora Rade

Der Fünfte Internationale Kongreß für Individualpsychologie

25.—28. September in Berlin

Der Fünfte Internationale Kongreß für Individualpsychologie hat gezeigt, wie das Werk Alfred Adlers heute nicht nur in seinem Fundament gesichert ist, wie vielmehr von allen Seiten und mit besten Kräften an dem Aufbau, der Weiterführung und Vertiefung seiner Lehre gearbeitet wird.

Das jeden Tag einheitlich gewählte Thema konnte natürlich nicht erschöpfend behandelt werden, zeigte aber in seiner Problematik nicht nur die Erfolge, sondern ebenso die noch ungelösten Fragestellungen. Über die Symptomatik der Neurose in ihrer mannigfaltigen Gestaltung wußte jeder der Mediziner am ersten Tag der Verhandlungen eine Fülle von Beispielen zu bringen, nachdem Dr. Alfred Adler in seinem ausgezeichneten Vortrag über die „Zwangsneurose" die Grundlagen der Entstehung des Lebensstils mit seinen Sicherungen und Irrtümern aufgezeigt und die eigentliche Neurosenwahl in ihren Auswirkungen dargestellt hatte. Ebenso Grundsätzliches gaben Dr. Kronfeld, Dr. Al. Neuer und Dr. Wexberg in ihrem gemeinsamen Referat über die allgemeine Problematik der Neurose in ihren verschiedenen Formen als Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Asthma, Herzbeschwerden usw. Alle Symptome sind an sich nicht für die Individualpsychologie eigentlich entscheidend, sondern können sie nur hinweisen auf das eigentlich Wesentliche, nämlich die psychischen Ursachen und ihre Sinndeutung. Die Stellungnahme Dr. Kronfelds zur klinischen Behandlung war besonders bezeichnend und ließ den Weg erkennen, den nach seiner Ansicht die Individualpsychologie auch in der Zukunft wird gehen müssen, indem sie die eigentlich somatophysische Behandlung den Internisten und Klinikern überläßt und sich um so stärker auf seelische, d. h. letztlich metaphysische Problematik beschränkt. Das Wort Al. Neuers von der Metaphysikophobie der Mediziner und seine klare Hervorhebung der Wegwende von der psychoanalytischen Einstellung war ein wahrhaft wohltuender Ton inmitten der Fülle der Fälle, die nunmehr in breiter Anschaulichkeit immer wieder Ursachen und Erscheinungsformen der Neurosen brachte, aber eine deutlich umrissene Formulierung des Weges der Therapie meist ganz vermissen ließen. Es will scheinen, als sei die Individualpsychologie im Augenblick in ihrer wissenschaftlichen Wegweisung stärker auf destruktive als auf instruktive Arbeit aus. Dem Laien und Lernenden fehlt neben der reichlichen Aufzählung einzelner, wenn auch sehr interessanter Fälle die Vermittlung der eigentlichen Kunst des Erziehens, der Psychagogik, das „Wie" ihrer Methode, die mehr ist als Einsichtnahme. Freilich ist sie auch nicht nur eine Wissenschaft, sondern, wie Adler sagt, ist sie Kunst!

Nicht eigentlich individualpsychologisch gedacht, aber praktisch sehr brauchbar und wissenschaftlich außerordentlich bedeutsam war die statistische Darstellung und Auswertung der Arbeiten des Budapester Professors Stephan von Maday, dessen Tabellen zur Materialsammlung für psychologisches Arbeiten dienen sollen. Daß diese Art statistischer Individualpsychologie, wie auch Frau Dr. Perger Falk sie an ihren Tabellen zeigte, durchaus nicht im Widerspruch zu individualpsychologischem Denken und Arbeiten steht und, wenn auch bis zum gewissen Grade schematisch, dennoch als Erfahrungsmaterial verwendbar sein kann, war einleuchtend und konnte durch den ausgezeichneten, klaren und sympathischen Vortrag von Frau Dr. Perger Falk nur bestätigt werden.

„Individualpsychologie und Schule" war das Thema des zweiten Tages. Es wäre zu hoffen, daß auch in Deutschland in absehbarer Zeit wenigstens ein Teil dessen erreicht würde, was die glücklichen Wiener, behördlich garantiert und an der Quelle individualpsychologischen Könnens sich nährend, für ihre Jugend tun können.

Der dritte Tag war vielleicht der bedeutsamste Ausdruck individualpsychologischen Strebens in seinem Ringen um den theoretischen Überbau und die Durchdringung des gesamten Lebens. Das Thema „Individualpsychologie und Sozialpsychologie" gab den beiden weltanschaulich verschiedenen Einstellungen des Marxismus und Idealismus — man könnte auch sagen monistischer und dualistischer Lebensauffassung — die Möglichkeit des Austausches und zeitigte ein Messen der Geisteskräfte an einander.

Die Ausführungen von Dr. Alice Rühle und Manes Sperber einerseits, von Dr. Künkel und Professor Neumann anderseits boten die erfreuliche Gewißheit, daß alle weltanschaulichen Bindungen gleichermaßen methodisch die Früchte der Individualpsychologie nutzen können, ohne sie doch vergewaltigen zu müssen. Wenn die Gesamtheit der Tage auch im wesentlichen biologistisch-rationalistische und intellektualistisch analysierende Arbeitsweise verrieten — es sei dies mit einem gewissen Bedauern gesagt — so ist grundsätzlich — und das sei mit um so größerer Freude und Hoffnung ausgesprochen — die Methode individualpsychologischen Denkens und Handelns in ihrer innersten Zielsetzung, zur Gemeinschaft zu führen, so stark verankert mit ethischen Motiven und christlicher Fundierung, daß auch die Gegner solcher Behauptung, sie mögen das zugeben oder nicht, ihre innerste Stoßkraft nur von dorther schöpfen. Der unverwüstliche Optimismus kann nur erhalten bleiben, wenn er aus letzten metaphysischen Quellen gespeist wird.

Die Ausführungen von Professor Johannes Neumann aus Gießen, dem einzigen evangelischen Theologen, der auf der Tagung arbeitend hervortrat, ließen zwar keinerlei derartige Andeutungen spüren, erweckten aber um so mehr den Wunsch, daß auch die Kreise, die der individualpsychologischen Richtung heute noch fern stehen aus begründeter oder vorurteilsvoller Abneigung, sich endlich entschließen mögen mitzuarbeiten, um dieser einzigartigen und heute so notwendigen Erziehungskunst den ethischen und philosophischen Überbau zu geben, damit sie Eigentum werde aller derer, die berufen sind, helfend und heilend, erziehend und lehrend Neues zu schaffen.

Die Sache der Individualpsychologie hat gesiegt! Ihrem Siege die Früchte zu erkämpfen gilt es, aus innerster Gebundenheit an letzte Norm und Verantwortung soziale Arbeit zu leisten, wie es Frau Wronsky ebenso klar und warmherzig wie prägnant zum Ausdruck brachte. Dr. Kronfelds starker Appell an solche Mitarbeit gab den Ausklang nach heißer Diskussion am Schluß des dicht besetzten und arbeitsreichen dritten Tages.

Berlin Katharina Rodenberg

Wöchentliche Chronik

Der altpreußische Kirchensenat hat den von der Regierung übermittelten Vertragsentwurf über das Verhältnis von Staat und Kirche beraten und die Grundlagen für die Weiterführung der Verhandlungen festgestellt. In der Frage der Pädagogischen Akademien hat er ebenso wie der Oberkirchenrat (EW 22) protestiert. Die Preußische Staatsregierung hat ihr Einverständnis damit erklärt, daß sie, nachdem die Stadt Berlin zugesagt hat, statt an einer sich an zwei Akademien zu beteiligen, drei statt zwei Akademien, also auch die evangelische, von Ostern nächsten Jahres an errichtet werden. Es bestehen bisher 12 evangelische Akademien in Preußen.

„So muß es jetzt ein hohes Anliegen auch der Evangelischen Kirche sein, daß das Preußische Abgeordnetenhaus aufgelöst und durch Neuwahlen die ultramontansozialistische G. m. b. H. beseitigt wird. ... Segen über Jeden, der hier mithilft, ein Neues zu gestalten." Rb 267

Kirchenaustritte in Berlin 1929: 57 640, 33 199 Männer, 24 441 Frauen; 50 490 aus der evangelischen, 6570 aus der römisch-katholischen Kirche. DEK

Der Jesuitenorden zählt 21 678 Mitglieder, 5000 mehr als 1914; Ordensprovinzen 40 (27). Der Orden zählt 23 Heilige, 133 Selige, 36 Verehrungswürdige und 106 Ehrwürdige. In 250 Erziehungsinstituten werden 100 000 Schüler ausgebildet; 2489 Mitglieder treiben Missionsarbeit.

Die Ernsten Bibelforscher haben in Deutschland in einem einzigen Jahre 7,9 Millionen Bücher und 2,3 Millionen Broschüren verkauft. Umsonst verteilt wurden 7 Millionen Druckschriften. Die Ortsgruppe in Dresden übertrifft an Zahl der Mitglieder sogar die von New York. Evangelist 44

Am 4. November feierte das Kandidatenkonvikt in Bethel sein vierzigjähriges Bestehen. Es hat über 600 Kandidaten in den Dienst der praktischen Liebestätigkeit gestellt.

Für die Versetzung von Geistlichen im Interesse der Kirche ist in Sachsen ein Feststellungsausschuß, bestehend aus dem Landesbischof, dem Prasidenten des Landeskonsistoriums, den beiden gewählten Mitgliedern des Landeskirchenausschusses und zwei Geistlichen, die keiner Kirchenbehörde angehören, gebildet worden.

Im Thüringer Landtag haben die Nationalsozialisten beantragt, die Kirche zum Verzicht auf ein Drittel des Staatszuschusses zu Gunsten der christlichen Liebestätigkeit und der produktiven Erwerbslosenfürsorge zu veranlassen. Das würde Erhöhung der Kirchensteuer um 3 % oder die Einziehung oder Nichtbesetzung von 200 Pfarrerstellen bedeuten. Der Antrag fand nur die Zustimmung der Antragsteller. EvD 46

Das Landeskirchenamt in Wiesbaden hat in einer Verfügung an die Gemeinden erklärt, daß Schallplattenkonzerte in gottesdienstlichen Raumen mit der Wurde des Gotteshauses nicht vereinbar seien.

Die Kommunistischen Freidenker haben ein neues Organ „Der kämpfende Gottlose", Zentralstelle proletarischer Freidenkerverbände Berlin C 25, Munzstraße 24, Herausgeber M. d. L. Dr. Fritz Ausländer. Nr. 2 enthält unter der Uberschrift „Jedes Haus ein Austrittslokal" einen Bericht, wie mit Spielmann, Sprechchor, Trompeter, Klapptisch und Klappstühlen, Schreibzeug und Austrittsformularen von Hof zu Hof gezogen wird. DEK

In Berlin hat sich eine deutschmuslimische Gesellschaft, Sekretär Imam der Moschee in Berlin-Wilmersdorf Professor Abdullah, zur Förderung des Verständnisses für den Islam in Deutschland und anderen Ländern gebildet. ZMR

Die Hervormde Kerk in Holland erhielt 1929 an Legaten 545 840 Gulden, die nur ein Viertel so große Reformeerde Kerk 271 297, die ein Drittel der Bevölterung zählende Römische Kirche 1 443 220 Gulden.

In Amsterdam ist eine „Vereenigung Dr. Maarten Luther" zur Verbreitung von Luthers Schriften in den Niederlanden begründet worden.

Die antireligiöse Universität in Odessa hat 500 Agitatoren der Gottlosigkeit als ausgebildet entlassen, davon 70 für die Arbeit in Deutschland, 30 in England. Rb 259

Im Tierpark bei Benares, wo Buddha die erste große Lehrrede gehalten hat, ist ein buddhistisches Kloster errichtet worden: seit 1000 Jahren das erste auf dem indischen Festland. ZMR 11

Die Gandhi-Bewegung hat durch Boykott der Alkoholstuben und Umhauen der Palmwein liefernden Bäume den Trinkern die Gelegenheit zum Trinken entzogen und sie zur Abstinenz gezwungen. EvMissMag 11

Die Katholische Mission in China zählte 1929 29 000 Getaufte. 24 Missionare, darunter 2 Bischöfe, erlitten den Märtyrertod. Die Zahl der Theologiestudierenden nahm in den letzten zwei Jahren um 687 zu. ZMR 11

In Tokio wurde im vorigen Jahre ein buddhistischer Tempel in romanisch-gotischem Übergangsstil mit 500 Sitzplätzen gebaut; die anschließenden Räume sind bis auf zwei europäisch ausgestattet. EvMissMag 11

In Argentinien hat zur Entlastung der Priester ein besonderer Orden der „Missionskatechetinnen Christi des Königs" den gesamten Katechismusunterricht, den Besuch der Armen und Kranken, die Sorge für Kirchenmusik und Kirchengesang u. a. m. übernommen.

Von Personen. Ernannt: Konsistorialrat D. Alfred Fischer in Berlin zum Oberkonsistorialrat als Nachfolger des sein Pfarramt behaltenden, aber aus dem EOK ausscheidenden D. Rahlwes. Gewählt: Pastor D. Steinweg zum Ersten Direktor des Zentralausschusses für Innere Mission. Beauftragt: Privatdozent Lic. Hermann Schlingensiepen in Bonn mit Vertretung der Praktischen Theologie in Kiel. Abgelehnt: Leipzig von D. Albert Schweitzer. Angenommen: Tübingen von D. Georg Wehrung. Berufen: Professor der Philosophie Dr. Nikolai Hartmann als Nachfolger von Troeltsch nach Berlin. Gestorben: der Kirchenhistoriker Professor D. Gustav Adolf Anrich in Tübingen; der Alttestamentler Professor Lic. Eduard Sachße in Herborn; der Professor der Philosophie D. Paul Hensel in Erlangen; Erzbischof von Florenz Kardinal Mistrangelo; Bischof von Rennes Kardinal Charost. E St

Verschiedenes

Unsre Söhne

Man hat ja schon oft von Studentenkrawallen gelesen, aus Madrid, Budapest, auch aus Wien. Wenn in der Wiener Aula, d. i. im Treppenhause, und auf den Rampen des Universitätsgebäudes sich häßliche Szenen abspielten, schwebte uns entschuldigend die Nähe des Balkans vor. Nun haben wir das Argernis in unsrer stolzen ersten Hochschule Berlin. Vielleicht war es nicht so schlimm, wie es nach den Zeitungen aussieht. (Ich fand immer, wenn ich nach einer üblen Szene in den Blättern die Beschreibung las „Lärm im Abgeordnetenhause", daß es für den Anwesenden so schlimm nicht gewesen war.) Nachgerade fällt einem solch ein Rummel doch auf die Nerven — und aufs Gewissen. Denn die sich so benehmen, daß man zwischen Studenten und Rowdies nicht mehr unterscheiden kann, daß man zur Erklärung vom Eindringen des Janhagels von der Straße träumt, sind doch: unsre Söhne.

Wir hatten einmal unter uns „Freunden der Christlichen Welt" zu Gaste einen stud. theol., der sich an der Aussprache beteiligte und sich nicht nur als Nationalsozialisten, sondern als Mitglied eines nationalsozialistischen Sturmtrupps bekannte. Er war uns ein höchst willkommenes Element, von dem wir gern uns zum Verständnis seiner Sippe helfen ließen. Er erzählte uns, daß an seiner Universität fast alle Studenten der Theologie Nationalsozialisten seien. Ich lese nun in der Wochenschrift „Deutsche Republik" Heft 7 vom 15. 11., daß „auf den deutschen Universitäten, insbesondre Norddeutschlands etwa 90 Prozent der evangelischen Theologen mit dem Parteiabzeichen der Nationalsozialisten im Kolleg erscheinen". Und aus den Reihen der Studiendirektoren der protestantischen Predigerseminare komme die Klage: „Von den Kandidaten der Gottesgelahrtheit, die unsrer Obhut anvertraut sind, zählen mehr als die Hälfte zur Anhängerschaft Hitlers". Ich mochte in diesem Zusammenhang kein Urteil daruber abgeben, ob nicht auch ein Student oder Kandidat der Theologie Mitglied der nationalsozialistischen Partei sein dürfe. Ich bin geneigt, das nach meinen allgemeinen Grundsätzen zu bejahen. Aber daß er das nicht mitmachen und billigen darf, was wir jetzt in Berlin erleben, das ist mir keine Frage. Daß er nicht mitbrüllen darf „Juda verrecke!", daß er die gemeinen Lieder nicht mitsingt „Die rote Pest, die wird gekillt!" usw., daß er sich an den „idealen Kern" der „Bewegung" hält und die Extravaganzen seiner Truppe verabscheut, das setze ich dabei voraus. (Kann er das, wenn er beim Sturmtrupp ist?)

Aber nun kann es doch bei einer solchen platonischen Haltung nicht bleiben. Weil es „unsre Söhne" sind. Junge Menschen, zu denen wir die Nächstverantwortlichen sind. Früher entsetzte sich manche Mutter, wenn ihr Sohn heimkam mit den ersten frischen Schmissen im Gesicht. Viel mehr müssen doch heute die Eltern erschrecken, wenn die Söhne heimkommen mit dem Heldenruhm solchen Rowdytums.

Pfarrer und Politik, Kirche und Politik, Christ und Politik — darum handelt es sich heute schon gar nicht mehr. Das Thema lautet jetzt: „Der anständige Mensch und die Politik." Wichtiger noch als die hocherwünschte Preissenkung auf dem öffentlichen Markt ist die Senkung der blinden wilden Leidenschaften, die nachgerade unsern Bildungsstand (und nicht nur diesen) tötlich gefährden. R

Kleine Mitteilungen

Zu dem Artikel Ein Weltgesangbuch in Nr. 9 wird uns mitgeteilt, daß von dem Stockholmer Gesangbuch „Communio" eine ziemlich große Auflage noch existiert. Das Buch kann durch jede Buchhandlung für 2.50 schwedische Kronen erworben werden. Verlag Diakonistyrelsens Bokförlag, Stockholm, Jakobsbergsgatan 15. Auch versendet es Ekumeniska Arkivet, Upsala, gegen Einsendung der 2.50 Kronen portofrei.

Zu dem Artikel über Goethes theologische Bibliothek in Nr. 20 lag die Frage nahe, ob denn von Herders theologischen Schriften gar nichts in ihr vorhanden sei. Der Herr Verfasser antwortet: In der Tat, nein. Aber andre Schriften Herders finden sich in der Bibliothek.

Der Uberblick über die Wirkung der dialektischen Theologie auf den Weltprotestantismus in Nr. 22 wird, beträchtlich erweitert, auch durch Einbeziehung Italiens, der Mission und der ökumenischen Bewegung, als Sonderdruck erscheinen. Im Leopold Klotz Verlag.

Eben geht uns ein neues Heft der Greinerbibel zu. S. 53—76 Matthäus umfassend. Es ist starke Kunst, die einem inmitten all der Verworrenheit und Ohnmacht guttut. Jugenheim an der Bergstraße, Felsberg Verlag. 4.50 M. R

Versammlungskalender 1931

21.—28. Januar Soziallehrgang für Theologen Spandau
28.—31. Januar Apologetische Zentrale Pastorenkursus Spandau
3.—6. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Intern. Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

ORIENT UND OCCIDENT

BLÄTTER FÜR THEOLOGIE UND SOZIOLOGIE. Zwanglose Folge. In Verbindung mit Nicolai Berdjajew herausgegeben von Privat-Dozent Lic. Fritz Lieb, Bonn und Lic. Dr. Paul Schütz, Schwabendorf bei Marburg

Orient und Occident rücken heute in dem Raum weltpolitischer Entscheidungen immer enger zusammen. Die Zeit einer bloß literarischen Auseinandersetzung zwischen den Kulturen ist vorbei. Zwischen Orient und Occident liegt heute die Schicksalsfrage der Völkerwelt. Die Kirche vor diese Frage zu stellen ist das Anliegen dieser Blätter. In ihren Spalten sollen sich Theologie und Soziologie auf wissenschaftlichem Boden begegnen. Ihr begrenzender und richtungsgebender Ausgangspunkt ist eine Arbeitsgemeinschaft zwischen russisch-orthodoxen und protestantischen Gelehrten. Die Notstunde der russischen Kirche unter dem Kreuze und des bis in seine Wurzeln hinab erschütterten deutschen Protestantismus hat hier eine neue Schicksalsgemeinschaft geschaffen. Diese Beziehung zwischen Orthodoxie und Protestantismus, zwischen Deutschland und Rußland steckt den Sehwinkel ab, unter dem die Gesamtheit der westöstlichen Fragen in den Horizont mit einbezogen ist. Den Theologen steht dabei eine Reihe namhafter Fachgelehrter zur Seite.

SOEBEN ERSCHIEN HEFT 4: **Der russische Geist im Kampf um seine Existenz und der Protestantismus**

Inhalt: G. G. Kullmann, Wo steht Gott in Rußland? — Nicolai Berdjajew, Des Westens Anklage (zu H. Massis, Défense de l'Occident). — Fritz Lieb, Nachwort zu einem Vorwort (zu Massis: Verteidigung des Abendlandes). — Georg Florowskij, Die Sackgassen der Romantik. — Erwin Reisner, Bibelkritik und Glaube. — Wenceslas Iwanow, Tantalos. — Chronik (Stalins „Rückzug". — Dokumente: Die Akten zur Versöhnung der russischen orthodoxen Patriarchatskirche mit den Altgläubigen. — Die Selbstauflösung der ukrainischen Orthodoxen Autokephalen Kirche. — Zeichen der Zeit: Der Bolschewismus im erwachenden Osten: Indien-China 1929/30). — Literatur (Besprechungen).

Orient und Occident Heft 1: Orthodoxie und Protestantismus. Heft 2: Europa zwischen Ost und West. Heft 3: Der russische Mensch und die Kirche. Preis der Hefte 1—4 je RM 5.—

JHC

Jährlich etwa 2—3 Hefte zu je etwa RM 5.—
Ausführlicher Prospekt (P. 873) steht kostenlos zur Verfügung

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Soeben erschien:

Luthers Werke

in Auswahl. Neue Folge

8. Band: Tischreden

Herausgegeben von OTTO CLEMEN

Oktav. VIII, 388 Seiten. Geb. RM. 8.—

Die vorliegende Auswahl stützt sich auf die von E. Kroker veranstaltete Ausgabe der Tischreden (Weimarer Lutherausgabe). Die Äußerungen sind chronologisch geordnet und verteilen sich annähernd gleichmäßig auf die Jahre 1531 bis 1546. Ausführliche Literaturangaben und ein Register erhöhen die Benutzbarkeit des Bandes.

Früher erschienen:

Luthers Werke in Auswahl. Unter Mitwirkung von Albert Leitzmann herausgegeben von O. CLEMEN. 4 Bände. Geb. je RM. 8.—, zusammen RM. 30.—

In Vorbereitung:

Band 5: Der junge Luther.
Band 6: Luthers Briefe.
Band 7: Luthers Predigten.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10

Am **10. Dezember** erscheint:

Luthers Lieder

Mit Bildern von Rudolf Schäfer

Die Erläuterungen zu den Bildern schrieb Univ.-Prof. D. Hans Preuß, zu den Tonsätzen Univ.-Musikdirektor Prof. D. Ernst Schmidt, beide in Erlangen.

120 S. 4°. Geb. m. Pergamentrücken 7.— Mk., Ganzpergament 20.— Mk.

32 Lieder Luthers mit Schäfers Bildern und handgeschriebenen Noten. Das Ganze ein Luther-Gesangbuch für die christliche Familie.

Weitere Werke von Prof. D. Rudolf Schäfer:

Lieder Paul Gerhardts. Mit Bildern von Rudolf Schäfer. 149 S. 27.—28. Tausend. Geb. 7.— Mk.

Vom Wandsbecker Boten. Bilder zu Matthias Claudius von Rudolf Schäfer. 147 S. 20.—21. Tausend. Geb. 7.— Mk.

Das ist das Licht der Höhe. 15 Farbenbilder nach Gemälden von Rudolf Schäfer. Mit Einführ. von Prof. D. Preuß. 8.— Mk., geb. 11.— Mk.

Rudolf Schäfer. Ein deutscher Maler der Gegenwart. Von Konrad Mack. 13.—15. Tausend. Folio. Geb. 9.— Mk., Volksausgabe 3.— Mk.

Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick) Leipzig C 1

Geschenkwerke für Weihnachten!

Weltanschauung

Troels-Lund / Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten
5. Auflage. Geb. RM 8.—

„Es ist eine Lust, sich in dieses anschauungsreiche und anschauliche, geist- und lebensvolle Werk zu vertiefen. Und das Schlußergebnis behandelt eine Frage, die nicht nur die Denk-, sondern unmittelbar die Lebenskraft angeht." (Hamburger Fremdenblatt)

Religion und Kirche – und Jesus
Was ist es um sie und was können sie uns heute sein?
Kart. RM 3.50, geb. RM 5.—

„Das Buch ist aus lebendigstem religiösem und kirchlichem Interesse geschrieben. Es ist durchweht von durchaus modernem Geist, der dennoch empfinden läßt, wie stark unter den ‚Modernen' das Bedürfnis nach kirchlicher Zusammenfassung gespürt wird... Das Buch reizt zu ernstem Nachdenken." (Theolog. Literaturbericht)

Kunstbetrachtung

Marburger Kunstbücher für Jedermann
Jeder Band mit 60 ganzseitigen Abb. und einer Einleitung. Griechische Tempel — Olympische Kunst — Tempel Italiens — Deutsche Köpfe — Deutsches Ornament. — Kart. je RM 3.—, geb. je RM 5.—. Malerei der Goethezeit. Kart. RM 4.—, geb. RM 6.—

„Jeder dieser Bände beglückt unser Auge mit neuen Entdeckungen verborgener oder übersehener Schönheiten, regt zu neuen Vergleichen oder Fragen an. Für die Kunsterziehung und Kunstbildung gibt es kaum ein gleich wohlfeiles Werk, das seiner Aufgabe so förderlich wäre wie dieses." (Westermanns Monatshefte)

Brandi / Die Renaissance in Florenz und Rom
7., überarb. Auflage. Geb. RM 7.—

„Anmutiger und lebensvoller als in diesem Buche könnte das Wiedererwachen der Geister aus den erstarrten Formen des Mittelalters zu einer zweiten Jugend, ihr unwiderstehlicher Zauber, ihre unvergängliche Schönheit schwerlich dargestellt werden." (Deutsche Rundschau)

Geopolitik

Kjellén-Haushofer / Die Großmächte vor und nach dem Weltkriege
23. Auflage der „Großmächte" Rudolf Kjelléns
2. Auflage der Neubearbeitung in Verbindung mit Prof. Dr. H. Hassinger, Prof. Dr. O. Maull und Prof. Dr. E. Obst herausg. von Prof. Dr. K. Haushofer
Mit einem Bildnis Kjelléns und 80 Textskizzen
Geb. RM 12.—

„Aus dem Buche ist also fast eine politische Geographie der ganzen Welt geworden, denn es bleiben kaum noch Gebiete übrig, die hier nicht erfaßt sind. Gerade deshalb aber ist diese Neubearbeitung der ‚Großmächte' Kjelléns für jeden wertvoll, der die weltpolitischen Zusammenhänge verstehen will. Er findet hier leicht faßliche und mit gut zusammengefaßtem Material, darunter vielen graphischen Darstellungen, ausgestattete Darlegungen." (Der Jungdeutsche)

R. Hennig / Geopolitik
Die Lehre vom Staat als Lebewesen
2. Auflage. Mit 81 Figuren im Text. Geb. RM 18.—

„Das Buch ist in seiner konzentrierten Darstellung außerordentlich geeignet, die Erkenntnis der geopolitischen Probleme zu fördern, an der es einem großen Teil unseres Volkes bisher gefehlt hat. Diese Erkenntnis ist aber jedermann notwendig, damit er sich ein richtiges politisches Weltbild gestalten kann. So ist im Interesse der politischen Bildung unseres Volkes dem Buch eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen." (Weltwirtschaft)

Leipzig * B. G. Teubner * Berlin

Demnächst erscheint:

Freiheit und Wirklichkeit

Schleiermachers philosophischer Reiseweg durch den deutschen Idealismus

Von Arthur Frhr. von Ungern-Sternberg

Der Verfasser weist nach, daß die philosophische Entwicklung Schleiermachers in der gegenwärtigen Literatur noch nicht zur Genüge abgeklärt ist. Er lehnt den subjektiv immanenten Standpunkt Schleiermachers ab, indem er auf Luther zurückgeht, tritt gleichzeitig denen gegenüber, die in Schleiermacher nur einen subjektivistischen Mystiker erkennen können, weil sie sein Lebenswerk nur an Hand eines willkürlichen Ausschnittes betrachten und weist nach, daß Schleiermacher kein Epigone des Idealismus ist.

Glauben und Wissen

bei den großen Denkern des Mittelalters

Von Walter Betzendörfer

Im Unterschied von anderen geistesgeschichtlichen Untersuchungen, die historische Darstellung und systematische Verwertung verbinden, geht der Verfasser allein historisch zu Werk und läßt die betreffenden Denker selbst zu Wort kommen. Das scholastische Denken, das in Augustinischen Bahnen begonnen hat, wird über Johannes Scotus Eurigena bis zu Thomas von Aquino und Ockham dargestellt. Mit ganz besonderer Deutlichkeit wird der Einfluß des Aristoteles auf das ganze mittelalterliche Denken herausgearbeitet.

Preis eines jeden Werkes etwa zwölf Mark

Leopold Klotz Verlag, Gotha

Die evangelische Kirchengemeinde **Berlin-Steglitz** hat die Errichtung der Stelle einer **Vikarin** beschlossen, der in der Hauptsache die selbständige Leitung der weiblichen Jugendpflege obliegen soll. Die Genehmigung der Kirchlichen Aufsichtsbehörde steht noch aus. Besoldung nach der amtlichen Ordnung. Meldungen von Theologinnen, die für diese Tätigkeit Befähigung und Neigung besitzen, mit Zeugnissen und Lebenslauf an den Vorsitzenden des Gemeindekirchenrats, Pfarrer Raack, Berlin-Steglitz, Friedrichsruherstraße 6a, erbeten.

Weihnachten in Bethel

Als das Christuskind in Bethlehem geboren wurden, standen an seiner Krippe lauter arme Leute. Je ärmer sie aber waren, desto heller leuchtete ihnen die Liebe Gottes, die in der Sendung des Kindes offenbar geworden ist.

Einen Strahl des ewigen Weihnachtslichtes aus der himmlischen Welt hoffen wir Bethelleute auch in diesem Jahre sehen zu dürfen. Die Zeit ist schwer, die Not ist groß. Das spüren wir in unserer Arbeit täglich mehr. Die Zahl derer, die aus Armut und Krankheit, aus Arbeitslosigkeit und Hunger bei uns anklopfen, nimmt unablässig zu. Alle unsere Häuser sind überfüllt; in den Zufluchtsstätten der Heimatlosen wird bald das letzte Notquartier belegt sein. So haben wir fast 6000 große und kleine Weihnachtsgäste zu versorgen.

Auch unsere Freunde stehen fast alle heute unter hartem Druck. Trotzdem wagen wir die Bitte: Macht Euch selbst und uns die Freude, daß Ihr denen helft, die noch ärmer sind als Ihr! Laßt Eure Gaben, und wären sie noch so klein, Boten jenes himmlischen Lichtes sein, das in Bethlehem erschienen ist. Unser „Weihnachtshaus" nimmt alles dankbar an. Kleidungsstücke, Mäntel, Strümpfe, Schuhe, vor allem für Männer, sind besonders willkommen; nicht minder Lebensmittel jeder Art, Spielsachen für Kinder, Bücher, Bilder, Gesellschaftsspiele für Erwachsene. Sehr wertvoll ist uns auch Strickwolle. Die Arbeit des Verteilens auf die vielen verschiedenen Anstaltshäuser wird uns sehr erleichtert, wenn uns die Gaben so früh wie irgend möglich gesandt werden. Will man uns aber lieber das Einkaufen überlassen, freuen wir uns auch über jedes Geldgeschenk. (Postscheckkonto: Hannover 1904, P. F. v. Bodelschwingh, Bethel bei Bielefeld.)

Allen Freunden von Bethel wünscht in einer Zeit der Armut und Not ein doppelt gesegnetes Weihnachtsfest

Bethel bei Bielefeld, Weihnachten 1930. **F. v. Bodelschwingh**, P.

Ein einzigartiges Buch, das wegen seines Inhalts jeden, der um die Sinndeutung der weltgeschichtlichen Vorgänge um uns herum bemüht ist, aufs stärkste fesseln muß. In plastischen Szenen von erschütternder Eindringlichkeit und stärkster Spannung werden letzte Probleme lebendig. Hamburger Fremdenblatt

Zugleich ein großer historischer Roman, der zum erstenmal in deutscher Sprache die Ereignisse in Rußland in der Zeitspanne von 1905 bis 1920 erschöpfend und authentisch darstellt. Weltanschauungen prallen aufeinander, Dialoge von ungeahnter Tiefe lassen erkennen, daß wir es mit einem wirklichen Dichter zu tun haben. Tägliche Rundschau

Das Gottestheater

Roman von Wladimir Brenner

In Leinen sechs Mark

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Die Taufpraxis der evangelischen Kirche

bedarf neuer grundsätzlicher und praktischer Erörterungen, seit die Lage unserer Volkskirchen durch die Trennung von Staat und Kirche und durch die Kirchenaustrittsbewegung von Jahr zu Jahr sich stärker wandelt. Die „Pastoralblätter" (Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 24) haben deshalb ihr Dezemberheft einer umfassenden Erörterung dieser gewidmet. Sie bleibt bemerkenswerterweise nicht bei theoretischen Ausführungen stehen, sondern bringt auch praktische Vorschläge zur gottesdienstlichen Gestaltung der Taufe.

Im übrigen steht das Heft selbstverständlich stark unter weihnachtlichen Gedanken und wird durch eine Weihnachtspredigt von Landesbischof D. Ihmels eingeleitet.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Berlin W 56 Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat. Abitur, O.-II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex. Latinum, Graecum, Hebraicum, 1929 bestanden 30 Abiturienten.

Für den Weihnachtstisch

„Der Eremit" v. Ebba Pauli I u. II. à 3.90 für Erwachsene!

„Die neue Erde". M. Kyber u. a. geb. 3.30 für Kinder!

„Es liegt Licht aus dem Paradiese auf diesen Erzählungen und es ist Freude und Erholung, sie zu lesen!"

Prosp. gratis! **Verlag Neu-Sonnef. Jugend**, Heppenheim/Bergstraße.

Die Prosaschule

von Dr. Broder Christiansen

(Leinenband 12.— M.) gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.

Felsen-Verlag, Buchenbach i. Br.

Ich suche zu kaufen:

Luther, Werke, Weimarer Ausgabe

Archiv f. Kirchenrecht, jeden Band.

Bernh. Liebisch

Leipzig C 1, Kurprinzstraße 6.

Wer schenkt einem wackeren Studenten zu Weihnachten folgende Lexika (gleichviel welcher Auflage): **Muret-Sanders**, Deutsch-Englisch; **Sachs-Villatte**, Deutsch-Französisch; die Schulwörterbücher des Verlages **Langenscheidt**-Berlin.

Rade.

Lichtstrahlen

Um mich her die großen Scharen,
die verkrüppelt, siech und blind,
mir jetzt schon seit 50 Jahren
Pfleg- und Sorgenkinder sind,
dürsten danach, sich zu laben
an der Liebe Weihnachtsgaben.
Laßt mich bitten, laßt mich flehen
für die Ärmsten groß und klein,
daß sie in dem Jammer sehen
des Erbarmens milden Schein,
einen Strahl von jenem Licht,
das durchs Leidensdunkel bricht.

Als Lichtstrahlen in das Dunkel seiner tausend Kreuzträger erbittet Scherflein im 50. Jubiläumsjahr der 86jährige Krüppelvater D. H. Braun, Superintendent i. R., Angerburg, Ostpr. (Postscheckkonto Königsberg 2423).

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 13. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlage **C. H. Beck, München; Eugen Diederichs, Jena; Leopold Klotz, Gotha; Paul Müller, München; J. F. Steinkopf, Stuttgart** sowie ein Aufruf des **Neu-Leben-Verbandes, Freiheit-Osterode** bei. Um Beachtung wird gebeten.